

# Berliner Volksblatt.

## Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“  
erscheint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. Abonnementspreis für Berlin frei  
in's Haus vierteljährlich 4 Mark, monatlich 1,35 Mark, wöchentlich 85 Pf. Postabonnement  
4 Mark. Einzelne Nummer 5 Pf. Sonntags-Nummer mit illustrierter Beilage 10 Pf.  
(Eingetragen in der Postzeitungspreisliste für 1886 unter Nr. 769.)

**Insertionsgebühr**  
beträgt für die 4 gespaltete Zeilen oder deren Raum 40 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pfennigs.  
Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr  
Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-  
Bureaux, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion: Benthstraße 2. — Expedition: Zimmerstraße 44.

### Abonnements - Einladung.

Zum bevorstehenden Vierteljahrwechsel erlauben wir uns alle Arbeiter Berlins zum Abonnement auf das

„Berliner Volksblatt“  
mit der Gratisbeilage  
„Illustrirtes Sonntagsblatt“  
einzuladen.

Das  
„Berliner Volksblatt“  
kostet für das ganze Vierteljahr frei ins Haus 4 Mark, für den  
Monat April 1 Mark 35 Pf., pro Woche 35 Pf.

Bestellungen werden von sämtlichen Zeitungsredakteuren, sowie von der Expedition unseres Blattes, Zimmerstr. 44, entgegen genommen.

Für außerhalb nehmen alle Postanstalten Abonnements für das nächste Vierteljahr zum Preise von 4 Mark entgegen. Die Redaktion und Expedition des „Berliner Volksblatt“

### Der tapfere Offiziersbursche.

Wir können gewiß nur in den seltensten Fällen unsere Uebereinstimmung mit dem bekunden, was Fürst v. Bismarck ihm und spricht; in politischen Dingen so ziemlich niemals. Wenn aber einmal der Fall vorkommt, daß wir völlig mit ihm einverstanden sind, so wollen wir dies auch rückwärtslos bekennen.

Bekanntlich stolpert man in unserer Zeit fast bei jedem Schritt über einen Moralprediger, sei er nun konservativ oder liberal oder ultramontan, der sich über zunehmende Böllerei und Trunksucht beklagt. Bei dem Volke werden da gewöhnlich die härtesten Ausdrücke gebraucht, bei den herrschenden Klassen wird die Sache viel harmloser genommen. Sagte doch noch kürzlich ein hervorragender liberaler Kunstkritiker in der gewöhnlichen Annahme seiner Klique, wenn Künstler sich im Trunke übernahmen, so sei dies nur „erhöhte Heiterkeit“, was bei dem „gewöhnlichen“ Menschen Böllerei sei. Es ist solchen albernen Anschauungen gegenüber interessant, daß auch der Reichskanzler einmal seine Anschauung zum Besten gegeben hat, und zwar bei der Debatte über das Branntwein-Monopol. Er sagte da wörtlich:

„Der Trunk ist recht eigentlich — ich spreche immer nur von den Provinzen, die ich kenne — in den Städten zu Hause, wird dort ausgebildet, wird mit Bier gezogen und endigt mit Branntwein. Er wird auch da mit viel mehr Rücksicht behandelt. Ich habe einmal einen

Offiziersburschen sagen gehört: „Ja, wenn es den Herren mal passiert, dann heißt es: sie sind heiter gewesen, und trifft es Unfernein, dann heißt es: das Schwein ist besoffen! (Heiterkeit.) So ungefähr ist die Beurteilung zwischen Stadt und Land.“

Ohne uns dem anzuschließen, daß der Reichskanzler das Land als mäßiger erklärt, als die Städte, so ist sein Offiziersbursche für uns doch insofern werthvoll, als man ihn den uns so widerwärtigen Moralpredigern stets mit Erfolg gegenüberstellen kann und insofern wollen wir gerne zugestehen, daß in diesem Falle und in diesem Sinne Worte, die der Reichskanzler spricht, auch für uns einmal „golden“ sein können. Sie werden uns namentlich zu Statten kommen in Kampfe gegen die konservativen Freunde des Reichskanzlers, welche, wenn sie von der „Schnapspest“ reden, den Arbeitern gar nicht genug Schmähungen an den Kopf werfen können. Sie werden wir künftig mit dem Offiziersburschen des Reichskanzlers in die Flucht schlagen. Dieser tapfere Junge, dieser Offiziersbursche wird uns sonach den Kampf gegen die überflüssigen Moralprediger aller Art wesentlich erleichtern.

Da wir nicht auf Autoritäten angewiesen sind, so hätten wir auch ohne den Offiziersburschen des Reichskanzlers gewußt, wie wir den Moralpredigern und Modern aller Art zu begegnen haben. Da er aber nun einmal da ist, so wollen wir uns gerne mit ihm ins Einverständnis setzen.

Es ist immer so gewesen, daß man den herrschenden Klassen nachsah, was man dem sogenannten gemeinen Volke als Haupt- und Urfehler, ja als Verbrechen anrechnete. Es giebt keine Menge alter Sprichwörter, die dies andeuten, wir erinnern nur an das von den großen und kleinen Dieben. Quod licet Jovi, non licet bovi,\*) so drückte man sich lateinisch aus.

Indessen ist die Anschauung vom „gemeinen Volk“ heute schon eine veraltete. Sie existirt nur noch bei eingestrichelten Aristokraten, beim Proletariat und bei jenem abgeschmackten Philisterrthum, welches sich für besser hält, als der Arbeiter oder Handwerker, das selbst aber die am meisten angefaule und geistig verhältnismäßig am weitesten zurückgebliebene Schicht der Gesellschaft darstellt. Die Anschauung, daß wer an Besitz oder durch Geburt bevorzugt ist, auch als Mensch hervortretend sei, daß aber wer nichts hat, als Mensch zur misera plebs, zur „gemeinen Masse“ gehöre, ist historisch und praktisch überwunden, seitdem die demokratischen Gedanken der Neuzeit Gestalt und Umfang gewonnen haben. Die Anschauung von der „misera plebs“ kammt aus den Zeiten des altrömischen Kaiserreichs und so wenig unser

\*) Was dem Jupiter gestattet ist, ist dem Ochsen nicht gestattet.

winnen. Ein Auskulturator, fühlte er, war doch eine zu große Null unter den vielen benannten Zahlen des öffentlichen Lebens.

Hennings senior war also über seinen Sohn unendlich entzückt, sah gerade sein Leben in den feinen Zirkeln zu S... als das sicherste Mittel an, die Trödlertochter aus seinem Herzen zu verbannen, und wußte es Schällein ordentlich Dank, daß er ihn selbst auf die Idee gebracht hatte, Edmund fortzuschicken.

Die Briefe indes, welche Edmund, treu seiner Liebe und seinem Versprechen, allmonatlich an Mathilden schickte, brachten, so sehr sie anfangs entzückten, nach und nach eine immer schmerzlichere, peinlichere Wirkung hervor. Da sie wirklich der treue Spiegel seines Lebens waren, so machten diese Aufzählungen der Bälle, Matines, diese schwülstigen Beschreibungen interessanter Zirkel, hoher Kunstgenüsse, luxuriöser Mahlzeiten, welche er durchflatterte, auf Mathilden einen erlahmenden Eindruck. Je mehr die Briefe des Geliebten der alten Einfachheit entbehrten, desto mehr sah der jauchende Sinnenrausch aus ihnen hervor; je weniger sie den alten herzlichen Ton, der so überzeugend wirkte, anschlugen, desto klarer sprach aus ihnen der Witzbold, der Schöngelb, der Damenheld. Freilich war Alles ungezwungen, aufrichtig und mit alter Zärtlichkeit gesagt, Alles hatte Bezug auf Mathilden, und kein Brief kam ohne neue Schwüre und glühende Seufzer, aber doch war es nicht mehr der alte, liebe, ursprüngliche derbe Edmund, der zu ihr redete! Sie sah einen Schatten über ihre Liebe heraufziehen, schwer und unglücklich, sah den Eheuren im tiefen Strudel einer andern Welt, für welche die Trödlertochter nicht paßte, versinken und ahnte, daß sich ihres Vaters schlechte Meinung von Edmund rechtfertigen, ihre Vereinigung mit ihm nie möglich werde.

Wie stellte sie ihm nicht alles das in ihren Antworten vor, wie sorgte, schalt und klagte sie nicht mit der ganzen Wangigkeit, Eiferucht und Sorge ihres gequälten Herzens! Umsonst! Das nächste Schreiben Edmunds schlüpfte schälernd über alle Zurechtweisungen hinweg, brachte die alten Gelübnisse, suchte Mathilden mit Bernaunstränden zu überzeugen, wie nothwendig dieser bon ton sei, aber dieser bon

arbeitsfähiges Volk von heute mit dem auf Staatslofen ernährten Proletariat des alten Rom verglichen werden kann, so wenig läßt sich auch der Ausdruck von der „gemeinen Masse“ auf unser Volk verwenden. Wir sind heute allzumal Staatsbürger oder sollten es wenigstens sein. Und sollte man auch das allgemeine Wahlrecht wieder abschaffen, seine demokratischen Wirkungen wird man nicht wieder abschaffen können. Auch die gleiche Stimmbeziehung aller Bevölkerungsklassen hat die Ueberzeugung befestigt, daß die Gleichheit vor dem Gesetz eine Lebensbedingung unserer Zeit ist.

Wir wissen wohl, die Konsequenzen, die wir aus dem ziehen, was der Offiziersbursche des Herrn Reichskanzlers gesagt hat, wird man uns nicht zugeben wollen. Allein wir sind einmal so: wir lieben keine Halbheiten und so fassen wir auch das Vorliegende nach unserer Art auf.

Besonders aber möchten wir den tapferen Offiziersburschen jener halb liberalen, halb pietistischen Gesellschaft in Bremen empfehlen, an deren Spitze der Herr Lammer, bekanntlich eine Säule des fadenfcheinigen grau in grau gefärbten Liberalismus, steht. Diese Gesellschaft pflegt von Zeit zu Zeit ganz Deutschland mit Traktäthen zu übersättigen, in denen über die Böllerei des deutschen Volkes gemurmelt wird. Wenn die Lammer und Genossen im Bremer Rathskeller sitzen und beim alten Rheinwein ausreden, welche neuen Injurien sie dem deutschen Volke wieder in Bezug auf seine Trunksucht sagen wollen, dann mögen sie sich daran erinnern, was der Offiziersbursche gesagt hat.

### Soziale und politische Reformen in Irland.

Seit den letzten Neuwahlen zum Parlament kommt John Bull aus der Aufregung, die er so wenig liebt, gar nicht heraus. Und das haben in Gemeinschaft Herr Gladstone, der jugendliche Greis, und die Home-Ruler, d. h. die Verehrer der irischen Selbstständigkeit und Unabhängigkeit, gethan. Vorige sind in Folge der ziemlich gleichen Stärke der beiden anderen großen Parlamentsparteien, der Whigs und der Tories — welche beiden Parteien sich nicht genau aber annähernd mit den uns geläufigen Ausdrücken Liberale und Konservative bezeichnen lassen — ein Faktor im öffentlichen Leben geworden, mit welchem jede Regierung, die sich am Ruder halten will, rechnen muß. Bei den Wahlen hatten denn auch die Konservativen, speziell die sog. „konservativen Demokraten“ unter Lord Randolph Churchill's Führung, mit den Iren, den sog. Parnellites, wie sie nach ihrem Führer Parnell genannt werden, stark gekollaborirt, aber ohne Erfolg, und als in Folge

ton brachte Mathilden um und ward nur Grund zu neuen, tieferen Dualen.

Es schien höchste Zeit, daß die Gerichtserien herarrückten und dadurch Gelegenheit gegeben war, persönlich so manchen Zwiespalt der Liebenden zu erlebigen, denn es hatte sich bereits zwischen ihnen eine Mißstimmung eingeschlichen, wie sie bis dahin noch nie, selbst in der Kinderzeit nicht bestanden hatte.

Mutter Christine theilte die Ansichten und Besorgnisse Mathildens ganz und gar, ebenso Beate, ihre alte Vertraute. Mathilde, so sehr sie den Vater liebte und ihm Vertrauen schenkte, konnte es aus leicht verzeihlicher Bangigkeit nicht über sich gewinnen, Justus ihren eigentlichen Schmerz mitzutheilen. Der Alte aber hatte tausend Ohren und wunderbar scharfe Augen. Er bildete sich aus dem Benehmen seiner Tochter, ihrem oft bleichen, bewegten Aussehen und der gedrückten Stimmung seiner Frau, wie aus verschiedenen Nachrichten und Notizen, welche er einzog, ein Gesamturtheil über Edmund, welches der Wahrheit außerordentlich nahe kam.

„Morgen ist der erste August,“ sagte Schällein eines Tages beim Mittagessen, „in etwa zwei Tagen wird Edmund kommen! — Da ich weiß, Herzstochter, wie sehr es ihm bei den vornehmen Leuten sowie den feinen Ramsells in S... gefällt, bin ich auch überzeugt, Du hast genug Mädchenstolz, ihm den Abschied vom kalten Stein nicht wieder so schwer zu machen, wie's erste Mal. Er kommt sonst am Ende nicht wieder! Wenn Du ihn sprechen mußt, zufällig eben nicht umhin kannst, — rich's so ein, daß ich mich nicht drein zu mischen brauche, und kannst Du es ermöglichen, laß es — das letzte Gespräch sein!“

Edmund war nach der Heimath unterwegs. — Seine Gedanken wie seine Stimmung waren sehr gethüllt. Einerseits weilte er mit Vergnügen bei den Genüssen der letzten Saison zu S... bei den gewählten Gesellschaften, den schönen Augen und blendenden Naden, den Unterhaltungen voll Witz und Grazie, welchen er soeben entflüchtet, andererseits regte sich in ihm eine brennende Erwartung dessen, was er in der Heimath wiederzufinden hoffte, zugleich eine

### Feuilleton.

#### Der Trödler.

Roman von A. E. Brachvogel.

(Fortsetzung)

So kam er nach S... begann seine juristische Karriere und ward zufolge seines Namens wie seiner Empfehlungen nicht nur bei Senator Wulfens und den Notabilitäten des Oberlandesgerichts vortrefflich aufgenommen, sondern auch in die Zirkel der dortigen Kaufmanns- und Gelehrten-Aristokratie eingeführt.

Als Student waren bisher seine Kommilitonen und Mathilde sein einziger Umgang gewesen. Außer der Trödlertochter, der Fürstin seiner Jugendträume, hatte er kein anderes Mädchen kennen gelernt, wenigstens keins einer Beachtung gewürdigt; der Salon und die grande parure der Deffentlichkeit, obwohl immer anziehend für ihn, waren ihm in V. vollständig fremd geblieben.

Nun in S... that sich ihm diese Zauberwelt auf. Reichthum und modische Bildung, Kunst und Literatur, wie der Duft gesellschaftlichen Lebens nahmen ihn in ihren weiten Schooß, und da er hübsch, Erbe eines reichen Mannes und talentvoll war, sich leicht in alle Formen der Gesellschaft fügte, ja, spielend mit ihren kleinen Damen und Eitelkeiten bekannt machte, ward er bald der Allerweltsfreund, ein kleiner Löwe, den keine noble Soiree zu S... entbehren konnte. Die Briefe, welche er an den Vater richtete, noch mehr diejenigen, welche Herr Hennings über seinen Sohn aus S... empfing, gaben dem alten Herrn nicht nur die Gewißheit, sein Edmund sei doch ein ganzer Kerl voll Courtoisie wie er selber, werde von allen geachtet und stattirt, sondern auch, daß man mit ihm als junger Rechtsgelehrter recht zufrieden sei. Dies war allerdings auch der Fall, denn Edmund verwendete nun allen Fleiß auf seine Karriere, nicht, weil er sie liebte, sondern in ihr vorwärts kommen mußte, wollte er unabhängig werden und bei seiner Umgebung wirkliche Bedeutung ge-

des Wahlsieges die Liberalen wieder an's Ruder kamen, griff dann deren Führer, Premierminister Gladstone, mit der ihm eigenen jugendfrischen Energie die „irische Frage“ auf, um sie womöglich einer Lösung entgegenzuführen, welche ebenso dem englischen Staatsinteresse, wie der sozialen und politischen Gerechtigkeit entspricht. — Eine leichte Aufgabe ist das nicht, gilt es doch Jahrhunderte laones Unrecht zu sühnen, mancherlei eingerotteten Vorurtheilen Trost zu bieten und nicht zuletzt mit kräftiger Hand in mächtige und weitreichende Interessensphären einzugreifen.

In drei Fragen zerfällt bei genauerer Betrachtung das, was man kurzweg die „irische Frage“ zu nennen sich gewöhnt hat: in die Land-, die Zollverwaltung- und die Reichsangehörigkeitsfrage. Die wichtigste und der Lösung zunächst bedürftigste unter denselben ist wohl die Landfrage, und diese scheint denn auch Gladstone in erster Linie in's Auge gefaßt zu haben. Der Grund und Boden von Irland gehört zum überwiegenden Theile einigen wenigen Großgrundbesitzern, von denen die Mehrzahl ihre Güter nie gesehen hat, noch sieht, sondern ihre Renten in England verzehrt. Den Resttheil dieser Herrschaften zu untersuchen, ist hier nicht der Ort, es lämen da recht unerbauliche Dinge zum Vorschein. Genug, es stehen diesen verhältnismäßig winzigen Gruppen Tausende von Bäckern gegenüber, deren Lage größtentheils eine unendliche traurige ist, und der allgemein im Lande herrschende Nothstand hat jene fürchterliche Erbitterung hervorgebracht, die sich in den bekannten Agrarmorden, in dem „Boycotting“, Vorgehen, d. i. einer Art von Acht äußert und welche sentimentalen, aber mit der wirklichen Sachlage nicht vertrauten Seelen auf dem Festlande so häufig Anlaß zu pharisäischem Jammer über die Verworfenheit des irischen Volkes giebt. Daß mit solchem Jammer ebenso wenig ausgerichtet ist, wie mit den Zwangsgeboten, mit welchen England, anderen Staaten gleich, die geltenden Nothbrufe und Verzweiflungsausdrücke einer mißhandelten und gequälten Bevölkerung zu unterdrücken versuchte, das hat, wie gesagt, Gladstone, nachdem sein Erkenntnißvermögen durch die Wahlen und die politischen Gestaltungen die wünschenswerthe Schärfung erfahren hatte, eingesehen, und nicht minder ist er sich darüber klar geworden, daß eine englische Regierung, die es mit dem Gesamtinteresse und mit sich selber gut meine, dem Ruf der Irländer nach Selbstständigkeit und Selbstverwaltung nicht mehr wie bisher taube Ohren oder noch Schlimmeres entgegenbringen dürfe. Dementprechend hat er denn einen Reformplan ausgearbeitet, dessen Verwirklichung eine völlige soziale Umwälzung für Irland bedeuten würde. Zwar sind noch nicht alle Details dieses Projektes bekannt, aber über die Grundlage desselben ist ein Zweifel nicht mehr möglich: Gladstone will den gesamten Großgrundbesitz in Irland zu Gunsten der irischen Landbevölkerung expropriieren, der irische Grund und Boden soll den Irländern zurückgegeben werden und zwar soll dies auf Kosten des englischen Reiches, d. h. der gesamten englischen Steuerzahler, geschehen. Soweit bisher verlautet, würden sich diese Kosten auf 200 bis 220 Millionen Pfund Sterling, also vier bis fünfhalb Milliarden Mark belaufen, was einer jährlichen Belastung von 5 bis 6 Millionen Pfund Sterling gleichkäme. Daß gerade dieser Kostenpunkt es ist, bei welchem die Opposition gegen das Projekt den Hebel ansetzen wird, bedarf kaum einer Bemerkung. Aber auch die auf die oben genannten anderen Theile der Frage bezüglichen Projekte Gladstones stoßen, wenn auch aus anderen als pekuniären Gründen, bis in die Reihen der vorgeschrittenen Liberalen, der sogenannten Radikalen hinein, auf den leidenschaftlichsten Widerpruch. Im Wesentlichen bestehen dieselben in der Errichtung einer irischen gesetzgebenden Körperschaft, die in Dublin, der Hauptstadt Irlands, lagen und für die speziell irischen Angelegenheiten kompetent sein, während gleichzeitig Irland Vertreter ins Reichsparlament bezugs Mitberathung der gemeinsamen Angelegenheiten des Reiches, senden soll. Das ist eine gar bittere Pille für das englische Selbstbewußtsein, welches bisher gewöhnt war, die Iren als eine Art Bevölkerung zweiter Klasse zu betrachten, die keinen anderen Daseinszweck habe, als dem englischen Herrn Unterthan und melende Ruch zu sein.

Schon diese kurzen Andeutungen genügen, um das Miesenhafte der Gladstone'schen Pläne einerseits und die ungeheure Aufregung andererseits zu begreifen, welche dieselben jenseits des Kanals hervorgerufen haben. Es ist eine gewaltige, durch die verschiedensten Bande zusammengehaltene Gegnerschaft, die der große Staatsmann gegen sich ins Feld gerufen hat und eben befindet sich sein Ministerium in einer Krise, deren Verlauf in diesem Augenblick noch nicht abzusehen ist. Zweierlei kommt Herrn Gladstone bei seinem Beginnen zu Statten: einmal, daß die irische Frage mit blutiger Hand immer lauter und unabwieslicher an die Thore der englischen Gesellschaft pocht, sodann, daß wohl keiner der lebenden englischen Staatsmänner außer ihm zu einer gedeihlichen Lösung der Frage das Zeug in sich hat, womit allerdings noch keine Sicherheit gegeben ist, daß er den Kampf zum siegreichen Auszug bringen werde. Jedenfalls verdient der große Denker der englischen Politik bei seinem großen Werke das theilnehmende Interesse der ganzen zivilisierten Welt. Wirgt doch die „irische Frage“

leise Ahnung, daß wohl nicht Alles so sein dürfte, wie seine Phantasie ihm vorspiegelte. Mathildens und seines Vaters Bild malte er sich in den leuchtendsten Farben, doch die Erinnerung an Schällein, Christinen und Beaten hatte für ihn etwas Feilliches, das er umsonst zu unterdrücken strebte. Er war der Einfachheit und bürgerlichen Nüchternheit dieser Leute entwachsen, und der Gedanke machte ihm großes Unbehagen, daß sie sich auf denselben Standpunkt wie früher zu ihm stellen könnten, ihn mit der zutraulichen, derben Rücksichtslosigkeit behandeln würden, welche sie ihm sonst gewidmet hatten. Die alte Hofmeistererei und Rordialität hatte für ihn etwas Erniedrigendes, und er beschloß eine Haltung und einen Ton anzunehmen, welche eine übergroße Vertraulichkeit nicht auskommen ließen.

Als er bei sinkender Sonne am Oberhoff vorbeifuhr, überkam ihn indeß die Erinnerung des damaligen Abschieds so mächtig, wurde so Herr über ihn, daß er sich plötzlich in die alte Zeit zurückversetzte, im Geiste Vater lustig lächelnd vor sich sitzend sah mit der alten Guitarre im Arm und dem rührenden, einfachen Liede auf der Lippe. Tausendmal bessere Melodien, herrlichere Stimmen, reizendere Lieder hatte er seitdem gehört, aber den Sauber dieser Klänge, verweht mit allen strahlenden Stunden der Kinderjahre, erreichte kein.

Drei Dinge giebt's im Leben,  
Die nimmermehr vergehn —

summt er selb vor sich hin. — Er sang das Lied indeß nicht zu Felle, der Text ärgerte ihn, das einfältige pedantische Text voll Ungereimtheiten und einer rechten Schulmeisterlangweiligkeit. — Am Kirchhof vorüberkommend, lenkten sich seine Betrachtungen besonders auf Mathildens, und wie er sich ihr Bild in den strahlendsten Farben echter Schwärmererei ausmalte, bemerkte er kaum, daß der Wagen das Thor von B. bereits passirt hatte. Die Abenddämmerung war eingetreten, als die Postkutsche vor dem Hause hielt, der Schwager sein fröhliches Krächzen blies und Papa Hennings aus dem Laden eilte, seinen Sohn zu empfangen.

„Willkommen, willkommen! Tausendmal willkommen,

Probleme in sich, deren Lösung auch andern Völkern als dem englischen sich immer gebieterischer als unabwiesliche Nothwendigkeit aufdrängt.

## Politische Uebersicht.

In Bezug auf die Verlängerung des Sozialistengesetzes schreibt das nationalliberale „Leipz. Tagebl.“ folgendes: „Während dieht an unseren Grenzen der sozialistische Aufruhr immer wilder sein Haupt erhebt, in unserem belgischen Nachbarlande die öffentliche Ordnung nachgerade in Minderung, Blutvergießen, Brand und Gewaltthat untergeht, hängt es in Deutschland in demselben Augenblick von Zufälligkeiten und ein paar unberechenbaren Stimmen ab, ob ein Bollwerk gegen die Anarchie aufrechterhalten oder niedergelegt wird. Es wäre ein Schauspiel von vollendeter Lächerlichkeit, sofern man bei so ernstlichen Dingen lachen kann, wenn in diesem Augenblick der Reichstag das Sozialistengesetz verfallen ließe. Wer aber will bestreiten, daß es leicht so kommen kann? Wenn man pessimist wäre und Rettung erst erhoffte, nachdem unsere Zustände noch viel schlimmer geworden, so möchte man beinahe wünschen, daß das Sozialistengesetz abgelehnt wird. Der Arbeiteraufruhr würde unsehbar in kürzester Zeit auch in Deutschland ausbrechen und dem Völkler, der sich jetzt an fortschrittlichen Freiheitsphrasen begeistert, im Vertrauen, daß die Regierung und die „reaktionären“ Parteien doch schon für Ordnung und Sicherheit sorgen, würden bald die Augen auf- und übergehen. Dann würden wir bald wieder ein Sozialistengesetz erhalten und vielleicht noch manches dazu. Wir sind begierig, ob die deutschfreisinnige Partei wirklich alle Kräfte aufbietet, ihren löbenden Phrasen entsprechend die Vorlage jetzt zu beseitigen und mit welcher Miene der Unglückliche, der zu dieser Donquixotrolle verurtheilt wird, seine Mannen zur Ablehnung des freiheitsmörderischen Gesetzes anzuweisen wird. Nicht der geringste Theil der fortschrittlichen Wähler dürfte heute ein stilles Gebet zum Himmel senden, daß das „Prinsip“ ihrer Partei doch ja noch einmal unterliegen möge.“ — Also „ein Schauspiel vollendeter Lächerlichkeit“ wäre es, wenn gegenwärtig, wo in Belgien, aufgehetzt durch Anarchisten, Arbeitsunruhen entstanden sind, der Deutsche Reichstag das Sozialistengesetz fallen ließe. „Der Arbeiteraufruhr würde unsehbar in kürzester Zeit in Deutschland ausbrechen — — —“ Es muß eine recht schlechte Sache sein, die man mit solchen Phrasen und Drohungen verteidigt. Was das national-liberale Blatt über die deutsch-freisinnige Partei sagt, möge diese mit demselben ausmachen. Uns interessiert nur die Beleidigung, welche das nationalliberale Blatt den deutschen, zielbewußten Arbeitern in's Gesicht schleudert. Während die belgischen Kohlen- und Fabrikarbeiter den langjährigen Druck, der auf ihnen lastete, immer mit Geduld ertragen, jeder Aufklärung über ihre Lage unzugänglich waren, ebenso jeder Organisation und geistigen Vorbildung untereinander, und dadurch anarchischen Aufregungen erlagen, sind die deutschen Arbeiter längst verbunden mit einander; sie bieten ebenso stolze anarchischen Aufregungen, wie ausnahmslos politischen Verfolgungen die Stirn, in dem Bewußtsein, für ihr Recht und für eine große Sache einzutreten. Ohne das Sozialistengesetz aber würde ganz dasselbe der Fall sein, nur mit dem Unterschiede, daß auch die vereinzelt Versuche, die gegenwärtig in einzelnen Theilen Deutschlands anarchischerseits gemacht worden, die Arbeiter zu Putsch aufzubeugen, soweit sie nicht anderen unsauberen Machinationen zuschreiben sind, vollständig aufhören würden. — Das Sozialistengesetz fördert solche Versuche und würde in der That auch die Geheimbünde auf eine gefährbringende Höhe bringen, wenn die deutschen Arbeiter nicht schon eine langjährige sozialistische Erziehung geoffen hätten. Wir aber erklären allen Hehern der sogenannten Ordnungsparteien, die fortwährend noch besonders in „Patriotismus“ machen, daß es schmachvoll ist, die deutschen Arbeiter in solcher Weise zu verlasten und zu verleumdern.

Offizielle Blätter nugen in bekannter Art einen Artikel der „Times“ aus, welcher dem deutschen Reichstage wegen der

lieber Sohn!“ rief Herr Josua, seinem Edmund aus dem Wagen helfend und ihn umarmend.

„Guten Abend, bester Vater! Da hast Du mich wieder. Viel Grüße aus S. . .!“

„Danke, danke! Komm nur erst hinein und laß den Leuten die Sorge für die Sachen. Dein Zimmer ist ja schon seit vierzehn Tagen in Ordnung!“

Darauf führte Hennings seinen Sprößling in den Laden, wo derselbe von Schurrig und dem Personal begrüßt wurde. — Nach einigen kurzen Erkundigungen, welche er des Anstands wegen an Diesen und Jenen richtete, folgte er dem Vater hinauf in's Wohnzimmer, wo bereits Alles zu einem delikaten Souper vorbereitet war. — Nachdem Edmund in sein altes trauliches Stübchen geeilt war, sich der Reisekleider wie des Staubes zu entledigen und verschiedene Briefe aus dem Koffer zu nehmen, welche er dem Alten übergab, fanden Vater und Sohn endlich Ruhe, sich auszulauern.

„Ich hatte Dich schon gestern erwartet, lieber Edmund, und war deshalb nicht ausgegangen, aber wer nicht kam, warst Du!“

„Ganz bestimmt wäre ich, meinem Schreiben gemäß, schon gestern eingetroffen, aber ich bin in S. . . mit Bisten nicht fertig geworden und durfte eine Einladung Wulfens auf seinen Landsitz unmöglich ausschlagen, denn ich bin ihm in jeder Beziehung die größte Achtung schuldig!“

„Ei gewiß, gewiß! Kann mir denken, wie man Dich aufgenommen hat, hab's aus allen Briefen gesehen! Ragut, daß Du da bist. Ein herzlichtes Glas zum Willkommen im „alten Stein!“ — Josua Hennings klingelte darauf, und Beate erschien mit dem Essen. Auf ihr altes Anrecht pochend, begrüßte die Gute ihren „Musse“ in herzlichster, berder Weise, bewunderte sein nobles Aussehen, und daß es ihr vorlame, als sei er ordentlich noch gewachsen, erstaunte über seinen gewichtigen Schnurrbart, und hätte gern mit gutgemeinter Zudringlichkeit ein Langes und Breites gefragt, doch das kurze, verlegen lächelnde Nicken Edmund's, sein abweisendes: „Es ander Mal, Beate!“ wie der bedeutsame Wink

Monopoldebatte einen Verweis erhielt. Die Blätter hätten besser gethan, den Leitartikel derselben „Times“ vom 12. Januar ihren Lesern mitzutheilen, in welchem das Branntweinmonopol rundweg als völlig verfehlt und unannehmbar bezeichnet wurde.

Die arme Reichsregierung! Der Kanzler schilderte sich in seiner Rede zum Branntweinmonopol als „einen Bettler, der schon seit 16 Jahren an der Thür des Reichstags sitze, um Steuern bitte und mit Steinen statt Brot und mit höhnischen Phrasen abgewiesen“ werde. Dem gegenüber, bemerkte die „Freis. Stg.“ sehr richtig, wollen wir doch hier noch besonders hervorheben, daß allein in den letzten sieben Jahren durch Erhöhung von Böllen und Einführung neuer Bölle die Einnahmen des Reichs erhöht worden sind von netto 104 Millionen Mark im Jahre 1879/80 auf netto 245 720 000 M. im Staatsjahre 1886/87. Das ist also eine Erhöhung um nahezu 140 pCt. Dazu kommt eine Erhöhung der Tabaksteuer von netto 1 Million Mark im Staatsjahre 1879/80 auf netto 7 656 000 M. im Staatsjahre 1886/87. Dazu kommt die Einführung einer Böllensteuer im Jahre 1881, welche im Jahre 1885 nochmals erhöht wurde und jetzt mit netto 12 Millionen Mark im Staatsjahre 1886/87 veranschlagt ist. Dazu kommt der 1881 eingeführte Reichsstempel auf Lotterieloose mit einem Ertrage von 5 975 000 M. Dazu kommt ferner der 1881 eingeführte Reichsstempel auf Aktien, Renten und Schuldverschreibungen mit 4 400 000 M. Noch vor dem Jahre 1879, aber gleichfalls innerhalb der 16 Jahre, in denen der Reichskanzler als „Bettler an der Thür“ steht, wurde an neuen Reichsteuern eingeführt durch Gesetz vom 3. Juli 1878 der Reichsstempel auf Spielkarten mit ca. 1 Million. Insgesamt sind die Reichsteuern seit 1879 von 250 Millionen auf 430 Millionen Mark, also um 180 Millionen Mark erhöht worden. — Diese Art von Bettelerei verlohnt sich also! Und wenn man 180 Millionen Reichseinnahme noch immer nicht „Brot“ nennt, so scheint das Reich wirklich seinen Bürgern den letzten Bissen abnehmen zu wollen!

Die Nordhausener Böttcher- und Brennerarbeiter haben beschlossen, in Anlaß der Ablehnung des Branntweinmonopols seitens des Reichstags hier ein Fest mit Fackelzug zu veranstalten und dazu die Reichstagsabgeordneten Berche und Träger einzuladen.

Zum Kulturkampf. Alle Zeitungen stellen Erörterungen an, wie die Regierung die weitgehenden Abänderungsvorschläge des Bischofs Kopp beurtheile. Aus dem herrlichen Verleher, den Fürst Bismarck während der Sonnabendstunde des Herrenhauses mit dem Bischof Kopp unterhält, ist der „Pos.“ zufolge der Schluß gezogen worden, daß die kirchenpolitische Situation sich gebessert und die Möglichkeit einer Verständigung neuen Boden gewonnen habe. — Weniger hoffnungsvoll sieht die „Freis. Stg.“ die Lage an. Nach dieser sollte zwar über den Inhalt der Kopp'schen Anträge bereits eine Einigung zwischen dem Bischof und der Regierung erzielt gewesen sein, doch sei die letztere dabei von der Voraussetzung ausgegangen, daß die Kurie nunmehr die Anzeigepflicht für die Pfarrer aufheben würde. Diese Voraussetzung scheint sich nun aber in vollem Umfange bisher nicht bestätigt zu haben; die Vorschläge, welche nach dieser Richtung ein besonderer Abgesandter aus Rom überbracht, sollen daher noch Gegenstand weiterer Verhandlungen sein. — Die „National. Stg.“ ist über die Haltung der Kurialen ganz empört. Sie schreibt:

„Die Lage, wie sie sich durch den in der kirchenpolitischen Kommission des Herrenhauses gemachten Versuch eines „Friedensschlusses“ zwischen dem Staate und der römischen Kurie gestaltet hatte, wird heute durch die Thatsache charakterisiert, daß auch die größten Optimisten enttäuscht und zu der Ueberzeugung gebracht sind, die Deutschen seien wieder einmal von den Römern überlistet. Unsere Genugthuung darüber, daß wir unsererseits die Hoffnungen auf den „Friedensschluß“ nicht getheilt und die in solchen Illusionen gemachten Anerkennung an die Hierarchie bekämpft haben, ist allerdings sehr gering, wenn wir sehen, auf welche Schwäche und Verschlahtheit seitens des Staates eine Politik zurückzuführen ist, der gegenüber und jener wohlfeile Triumph zufällt. . . . Bei der im Herrenhause herrschenden Stimmung hängt es jedenfalls nur von der Regierung ab (Sehr wahr!), ob die allein angemessene Antwort von Berlin nach Rom erteilt wird; sände trotz Allem eine Mehrheit für höchst bedenkliche Vorschläge, sogar ohne die vorausgesetzte Gegenleistung sich zusammen, so würde Jedermann wissen, daß die Regierung dem preussischen Staate diese Lage bereitet hat.“ Den Rath zu solcher Sprache dürfte die „Nationalstg.“ kaum aus sich selber schöpfen. Ober sollte der kulturkämpferische Eifer des nationalliberalen Blattes soweit gehen, daß es wagte, gegen Bismarck . . . Aber nein, solch freies Beginnen ist ihm gewiß nicht zuzutrauen. Man darf also wohl annehmen, daß Fürst Bismarck es für gerathen hält, auf der einen Seite durch seine persönliche Zuverlässigkeit die maßgebenden Kurialen sich warm zu halten, während er auf der anderen Seite sich bemüht, dieselben Leute durch Drohungen einzuschüchtern. Die

des Vaters machten die Alte sofort verstummen und verschwinden.

„Er ist vor mir die ersten vierundzwanzig Stunden gewiß sicher! — Die arme Mathilde! — Nein, hat sich der geändert, Du lieber Himmel! Und hab' ihn doch gehegt und gepflegt, als er noch unterm Rückentisch bequem durchlaufen konnte!“

„Lieber Vater, eh' wir essen, willst Du nicht erst die Briefe von Wulfens, Loldt und Wedel lesen?“

„Lange nur zu, die Briefe lese ich morgen beim Kaffee. Erzähle mir lieber von Deinem Thun und Treiben in S. . . von den Kreisen, in denen Du Dich bewegst, kurz gib mir ein Bild von den Leuten. In Deinen Briefen, die, nebenbei gesagt, merkwürdig flüchtig geschrieben und parfümirt sind (das kann ich bei einem Manne nicht leiden), habe ich doch nur Einzelheiten erhalten!“

„Wenn Du bedenkst, Papa, daß ich am Tage über den Alten sitze und Abends Tag für Tag in Gesellschaft muß, oft spät und todmüde nach Hause komme, wirst Du das wohl verzeihlich finden, nicht wahr?“

„Ja, wenn man an Herrn So und So, nicht wenn man an seinen Vater schreibt, liebes Kind!“

„Nun, nun, künstig will ich Dich möglichst befriedigen, lieber Vater. Was meine Karriere anbelangt —“

„Das weiß ich! — Man ist mit Dir zufrieden, und Du hast das Referendariatsexamen vor Dir. Ueber Deinen Umgang läre mich auf!“

„Was Senator Wulfens in S. . . gilt, brauche ich nicht zu wiederholen. Sein Haus ist der Sammelflaß aller Noblesse, alles Reichthums. Man hört da von allen Herren Ländern reden, und zwei bis drei eigene Schiffe in See, eine Faktorei in Kalkutta, Madras oder Balparaiso zu haben, ist ein Ding, aber das man weiter kein Aufhebens macht. Das enorme Vermögen Wulfens', wie seine auswärtigen Verbindungen gestatten ihm einen Luxus zu entfalten, den nachzuahmen sämmtlichen kleineren Krösussen, besonders ihren Frauen, viel Kopfschmerzen verursacht!“

„Gäh, glaub's gern! Und doch, mein Sohn, war Wulfens' Vater nur ein simpler Kommiss, und servierte in



In voriger Nummer hat der Vorsitzende der Arbeiterkommission des Reichstags, Herr Klemm, eine Berichtigung zu geben lassen. Das Gerücht, daß Herr Klemm mehrfach erfolglos versucht habe, in letzter Zeit die Kommission zu einer Sitzung zusammenzutreten zu lassen, ist dadurch entstanden, daß die Kommission thatsächlich längere Zeit hindurch nicht getagt hat. Außerdem fanden sich die Nachrichten in mehreren Blättern. In der nunmehr am 26. d. M. stattgehabten Sitzung wurde zunächst die Frage der Sonnenarbeit der Frauen erörtert und nach kurzer Debatte, an welcher sich die Opposition nicht beteiligte, der folgende Antrag Halben gegen 4 Stimmen angenommen: „Arbeiterinnen in Fabriken sind am Sonntagabend um 5 Uhr Nachmittags aus der Fabrik zu entlassen.“

Der Offiziöse, der „Eiberfelder Zeitung“ schreibt: „In der in mehrfacher Beziehung hochinteressanten Sitzung des Reichstags vom 26. d. M. zeigte sich eine neue Erscheinung im Sitzungssaal. Bald nach der ersten Rede des Reichskanzlers nahm auf einer der Bänke der Rechten vor dem Abgeordneten Elbinger Professor Anton v. Werner Platz, um unvermerkt, das Zeichenblatt unter dem Pult verbergend, von dem an seinem gewöhnlichen Platz am Bundesrathstisch sitzenden Fürsten Bismarck eine Skizze zu entwerfen. Später unterhielt er sich am rechten Ende des Saales mit dem Grafen Dönhofs-Friedrichstein, um dann bei der zweiten Rede des Reichskanzlers hinter dem Abgeordneten Frh. v. Hammerstein wieder Platz zu nehmen und den Fürsten sprechend zu sitzen. Zu seiner Anwesenheit im Saal bedurfte es natürlich einer außerordentlichen Erlaubnis des Präsidiums.“ — Uns interessiert hier nur der Schlussatz. Gegen die Anwesenheit des Malers im Sitzungssaal ist an und für sich nichts einzuwenden — mag derselbe sich und dem Fürsten Bismarck eine harmlose Freude bereiten. Aber die „außerordentliche Erlaubnis des Präsidiums“ kann in solchem Falle doch nicht gegeben sein. Wir sind im Gegentheil der Meinung, daß der Widerspruch eines einzigen Mitgliedes des Reichstags in solchen oder ähnlichen Fällen die „außerordentliche Erlaubnis des Präsidiums“ rückgängig machen würde.

## Gerichts-Zeitung.

### o. k. Der Marunge'sche Gatten- und Vatermord vor dem Schwurgericht.

Schon lange vor Beginn der Verhandlung wird der große Schwurgerichtssaal, in dem die Verhandlungen stattfinden, von einer dichtgedrängten Menschenmenge umlagert. Allein da der Zutritt nur gegen vorher ausgegebene Eintrittskarten gestattet ist, so muß der größte Theil des Publikums wieder unverrichteter Sache umkehren. Trotzdem ist das Auditorium und die Tribünen von einem gewählten „Damen“- und Herren-Publikum gefüllt. Den Vorsitz des Gerichtshofes führt Landgerichtsrath Baath. Das öffentliche Ministerium vertritt der erste Staatsanwalt am Landgericht Berlin II, Dr. Wachler. Die Verteidigung führen Rechtsanwalt Bärner (Rixdorf) für Frau Marunge, Rechtsanwalt Dr. Salinger für Albert Marunge, Rechtsanwalt Heimbach für den Angeklagten Hermann Marunge. Gegen 10 Uhr Vormittags werden die Angeklagten, von Schutzleuten begleitet, einzeln auf die Anklagebank geführt. Frau Marunge, die heftig weint und die Augen niederschlägt, als sie den Gerichtssaal betritt, hat etwas Abstoßendes in ihrem Aeußeren. Es ist eine mittelgroße, schwächliche Frau mit furchtbar eingefallenen Wangen. Sie sieht bedeutend älter aus, als sie in Wirklichkeit ist. Die Gebrüder Marunge, ganz besonders der zweite Angeklagte Albert Marunge, betreten mit großer Unbehagenheit die Anklagebank. Sie sind beide von mittelgroßer Statur und kräftigem Körperbau. Ganz besonders Albert Marunge hat eine auffallend blaue Gesichtsfarbe. Sein schönes, schwarzes Haar, seine schwarzen Augen, die sogar eine gewisse Gütmüthigkeit verathen, und sein wohlgepflegter schwarzer kleiner Schnurbart lassen sein Aeußeres sicher interessant erscheinen. Weniger hübsch ist die äußere Erscheinung des Hermann Marunge. Beide müßten mit großer Ruhe das zahlreichere Publikum. Nach Bildung der Geschworenenbank, welche Präsident, Landgerichtsrath Baath an die Angeklagten folgende Worte: Sie sind des schwersten Verbrechens angeklagt, das das Strafgesetzbuch kennt. Sie haben bereits ein theilweises Geständnis abgelegt; ich rathe Ihnen, jetzt die volle Wahrheit zu sagen und von Ihrer traurigen Vertheidigung, daß die Mutter die Schuld auf den Sohn und umgekehrt zu wälzen sucht, abzugehen. Das Gesetz bezieht sich auf denjenigen als Mörder, der sich an dem Mordethelb betheiligt, wenn er auch nicht direkt den tödtlichen Streich führt. Ich frage Sie also, bekennen Sie sich nach diesen Worten für schuldig? — Angell. Frau M.: Schuldig bin ich, aber gewissen bin ich's nicht. — Präf.: Albert Marunge, bekennen Sie sich schuldig? — Angell. (weinend): Schuldig bin ich, aber ich hab's nicht gethan. — Präf.: Hermann Marunge, bekennen Sie sich schuldig? — H. M.: Ich weiß von gar nichts. — Präf.: Frau M., Ihr Mann soll ein sehr sparsamer und fleißiger Mann gewesen sein? — Angell.: Das ist richtig, aber er sorgte nicht für seine Familie, er ließ uns barden. — Präf.: Wie hat er Sie denn behandelt? — Angell. (weinend): Er hat mich von Anfang unserer Verheirathung gemißhandelt und hat mich sogar einmal tödtlich wollen. — Präf.: Die Herwürfnisse kamen zumeist durch Ihre Söhne? — Angell.: Ja. — Präf.: Sie standen den Söhnen immer bei? — Angell.: Ja. — Präf.: Das war doch aber nicht richtig, Ihre Söhne ließen doch bezüglich Ihrer Aufführung viel zu wünschen übrig; Ihr Sohn Hermann hat den Vater einmal geschlagen, Albert hat dem Vater 130 Mark gestohlen und deshalb hat letzterer beide Söhne aus dem Hause gewiesen. Sobald die Söhne jedoch wußten, der Vater sei nicht zu Hause, haben dieselben sie besucht und wenn Ihr Mann dies erfuhr, kam es zwischen Ihnen und Ihrem Mann zu argen Herwürfnissen? — Angell.: Ja, mein Mann trank auch bisweilen. — Präf.: Dem Trunk soll er sich aber lediglich in Folge der Familien-Herwürfnisse ergeben haben? — Angell.: Das ist möglich, wenn er betrunken war, verfiel er oftmals in Wuthkrämpfe. — Präf.: Nun saßen Sie mit Ihrem Sohn Albert den Entschluß, Ihren Mann zu ermorden? — Angell.: Das ist nicht wahr. — Präf.: Nun sehen Sie doch Ihr bereits abgelegtes Geständnis nicht zurück, Sie haben doch selbst gesagt, Ihr Sohn Albert sagte schon lange den Entschluß, den Vater zu ermorden? — Angell.: Das kann sein, ich wußte aber nichts davon. — Präf.: Albert soll Ihnen schon mehrere Wochen vorher gesagt haben, er wolle den Vater ermorden? — Angell.: Das weiß ich nicht. — Präf.: Sie sollen schon früher einmal den Versuch gemacht haben, Ihren Mann mit Arsenik zu vergiften? — Angell.: Das ist nicht wahr, mein Mann hat niemals allein gegessen. — Präf.: Es ist aber eine große Quantität Arsenik in Ihrer Behausung gefunden worden, allerdings ist es ja möglich, daß dasselbe als Rattengift gedient hat. Nun am 31. Oktober 1884 des Morgens kam Albert zu Ihnen? — Angell.: Ja, er trank bei mir Kaffee. — Präf.: Was sagte er da? — Angell.: Er sagte, er wolle Abends zu uns kommen und den Vater erschlagen. — Präf.: Und was erwiderten Sie darauf? — Angell.: Ich hielt es nicht für ernst und sagte: du kriegst ja das doch nicht fertig. — Präf.: Sagte er Ihnen, wie er den Vater ermorden wollte? — Angell. (jögernd): Mit einem Klopfschloß. — Präf.: Haben Sie Ihren Mann davon benachrichtigt? — Angell.: Nein. — Präf.: Wann kam Albert? — Angell.: Kurz vor 7 Uhr Abends; er stellte sich zunächst auf dem Hof auf und wollte den Vater dort ablauern. — Präf.: Ihr Mann soll ein sehr kräftiger und gleichzeitig sehr müthiger Mann gewesen sein, der sich nicht ohne Weiteres hätte niederschlagen lassen! — Angell. (schweigend). — Präf.:

Nun was geschah weiter? — Angell.: Etwa gegen 7 1/2 Uhr kam Albert in die Küche und fragte, ob der Vater schon schlief. Ich sagte zu ihm, er liegt wohl schon zu Bett, aber eingeschlafen ist er noch nicht. — Präf.: Sie wußten doch, daß Albert Ihren Mann tödtlich schlagen wollte, suchten Sie ihn nicht wach zu halten? — Angell.: Das konnte ich gar nicht. — Präf.: Sie hätten doch aber Ihren Mann von dem Verhalten Albert's in Kenntniß setzen können. — Angell. (schweigend). — Präf.: Nun, was geschah weiter? — Angell.: Er ging in die Räucherzimmer und wartete, bis der Vater eingeschlafen sei. — Präf.: Sie haben den Albert in die Räucherzimmer eingeschlossen? — Angell.: Nein. — Präf.: Albert hat sich den Kopf des Vaters angezogen und dessen Mütze aufgesetzt? — Angell.: Ja. — Präf.: Wieso kam er dahin? — Angell.: Diese Kleidungsstücke werden wohl in der Küche gehangen haben. — Präf.: Nach einiger Zeit fragte Sie Ihr Sohn, ob der Vater schon schlief; Sie bejahten dies und da sagte Albert: Jetzt ist die Zeit gekommen? — Angell. (heftig weinend): Das ist wahr, ich sagte zu Albert, laß das sein, aber er hörte doch nicht auf mich. — Präf.: Was that Albert nun? — Angell.: Er nahm sich vom Vater ein Klopfschloß und ging in die Stube, wo mein Mann schlief. — Präf.: Und da hielten Sie es immer noch nicht für angezogen, Ihren Mann zu wecken? — Angell. (schweigend). — Präf.: Sie haben also ganz ruhig zu wie Albert auf den schlafenden Vater einschlug, und behaupten noch, von der Sache nichts zu wissen? — Angell.: Ich sagte ja, daß ich schuldig bin, aber ich habe ja doch nichts gethan. — Präf.: Als Ihr Sohn den Vater schlug, da wurde Ihr nebenan schlafender Sohn Emil wach? — Angell.: Ja. — Präf.: Sie gingen nun zu Emil und sagten demselben auf sein Befragen, was in der Stube vorging; der Vater habe die Krämpfe? — Angell.: Ja. — Präf.: Während Sie bei Emil am Bett waren, schlug Albert immer noch weiter? — Angell.: Ja. — Präf.: Was geschah, wie Ihr Mann wie tot war? — Angell. (weinend): Wir packten ihn in einen Sack und trugen ihn in den Keller hinunter. — Präf.: Der Sack war nicht groß genug, deshalb war der Körper bloß bis zur Hälfte in den Sack gefüllt? — Angell.: Ja. — Präf.: Nun, und was geschah weiter? — Angell.: Albert sagte, ich solle zu den Kindern heraufgehen und dieselben beruhigen, er werde den Keller zuschließen. — Präf.: Sie gingen nun zu Ihren Kindern hinauf, setzten sich zu ihnen ans Bett und freiteten die ganze Nacht. Am folgenden Morgen haben Sie Ihren Kindern eine große Geschichte vorgelesen. Sie haben gesagt: Ihr Vater habe sich mit Ihnen gezannt und sei in Folge dessen des Nachts fortgegangen? — Angell.: Ja. — Präf.: Dieselbe Geschichte haben Sie Ihren Bekannten erzählt und schließlich auch der Polizei mitgetheilt? — Angell.: Ja. — Präf.: Was geschah nun am folgenden Morgen, den 1. November? — Angell.: Albert kam schon frühzeitig. Wir gingen in den Keller und vergruben die Leiche unter den Kalksteinen. — Präf.: Bist du alsdann Albert im Hause? — Angell.: Nein, er kam erst gegen Abend, holte sich den Sonntagsanzug des Vaters und ging, mit diesem angethan, zum Töpferbau. (Große Bewegung im Auditorium.) — Präf.: Albert zog jedoch sehr bald zu Ihnen und da Sie ein gewisses Gruseln empfanden, so forderten Sie auch den Hermann auf, mit seiner Braut zu Ihnen zu ziehen? — Angell.: (weinend) Ja, es klopfte immer so im Keller. — Präf.: Die Braut Ihres Sohnes Hermann soll sich jedoch zunächst geweigert haben, Ihrer Aufforderung Folge zu leisten, indem dieselbe bemerkte: Wenn der Vater wieder kommt, dann geht es uns schlimm. Sie versetzten jedoch: Sie brauchen keine Angst zu haben, Vater komme nicht mehr wieder? — Angell.: Das ist nicht wahr, das habe ich nicht gesagt. — Präf.: Einige Zeit nach dem Mord gingen Ihre Vermögensverhältnisse zurück, so daß Sie demüthigt waren, eine neue Hypothek auf Ihr Haus aufzunehmen? — Angell. (weinend): Ja. — Präf.: Zunächst liehen Sie sich von mehreren Ihrer Nachbarn Geld, um jedweden Verdacht abzuwenden? — Angell.: Ja. — Präf.: Als von der Maurerkasse der fällige Beitrag von Ihrem Manne verlangt wurde, da weigerten Sie sich, denselben zu bezahlen, mit dem Bemerkten: „Mein Mann kommt ja doch nicht wieder.“ — Angell.: Das ist auch nicht wahr. — Präf.: Sie haben sogar Leute, die Verdacht äußerten, Sie hätten in Gemeinschaft mit Ihren Söhnen Ihren Mann umgebracht, verklagt und in den Charlottenburger Zeitungen eine Warnung erlassen, Sie werden Jedem, der derartig schändliche Lügen weiter verbreiten sollte, gerichtlich belangen? — Angell.: Ja. — Präf.: Nun, Albert Marunge, Sie haben gehört, wie Sie von Ihrer Mutter belastet werden, was sagen Sie dazu? — Angell.: Ich habe den Vater nicht tödtlich geschlagen. — Präf.: Sie sollen immer ein arbeitscheuer Mensch gewesen sein? — Angell.: Das ist nicht wahr, ich habe zumeist gearbeitet. — Präf.: Sie sollen schon lange vorher den Mord geplant haben? — Angell.: Das ist nicht wahr. — Präf.: Sie haben einmal Ihrem Vater 130 M. gestohlen, Ihr Vater hat Sie deshalb gezüchtigt und Sie aus dem Hause gewiesen? — Angell.: Das stimmt. — Präf.: Sie sollen in Folge dessen, also schon mehrere Jahre vorher Redensarten gemacht haben, die darauf schließen ließen, daß Sie den Vater ermorden wollten. — Angell.: Das ist nicht wahr. — Präf.: Nun, am 31. Oktober 1884 früh sind Sie zu Ihrer Mutter gekommen und haben bei ihr Kaffee getrunken? — Angell.: Ja. — Präf.: Was geschah da? — Angell. (weinend): Mutter sagte, sie halte es nicht mehr aus, der Vater mißhandele sie derartig, daß sie ihn erschlagen wolle. — Präf.: Haben Sie diesen Plan gebilligt? — Angell.: Nein, ich habe ihn aber auch nicht abgeredet. Ich blieb nur den ganzen Tag über zu Hause. Als wir glaubten, der Vater werde nach Hause kommen, gab mir die Mutter einen Rock und Mütze vom Vater und schloß mich in die Räucherzimmer ein. — Präf.: Aus welchem Grunde sollten Sie sich den Rock vom Vater anziehen und seine Mütze aufsetzen? — Angell.: Damit ich mich in der Räucherzimmer nicht beschmutze. — Präf.: Wie lange blieben Sie in der Räucherzimmer? — Angell.: Etwa 1/2 Stunden. — Präf.: Nun, was geschah, als Sie aus der Räucherzimmer kamen? — Angell.: Mutter forderte mich auf, in das Vorderzimmer zu kommen. Als ich eintrat, sah ich meinen Vater erwordet daliegen. Ich fiel sofort in Ohnmacht. — Präf.: Ein Mensch wie Sie, der am Tage nach der Ermordung seines Vaters sich dessen Sonntagsgaube anzieht und zum Ball geht, fällt nicht so leicht in Ohnmacht? — Angell. (weinend): Ich habe eine halbe Stunde in Ohnmacht gelegen. — Präf.: Sie wissen ganz genau, daß die Ohnmacht eine halbe Stunde gedauert hat? — Angell.: (schweigend). — Präf.: Ihr Bruder Emil hat Sie ja durch die Thürspalte in dem Anzuge des Vaters in der Vorderstube stehen sehen? — Angell.: Davon weiß ich nichts. — Präf.: Hatte Ihnen Ihre Mutter gesagt, womit Sie Ihren Vater erschlagen sollten? — Angell.: Ja, mit einem Klopfschloß? — Präf.: Ihr Vater besaß zwei Klopfschloßer? — Angell.: Ja. — Präf.: Haben Sie sich nicht eines Klopfschloßes zu der Mordthat bedient und des zweiten Ihre Mutter? — Angell.: Nein, ich habe den Vater nicht erschlagen. — Präf.: Sie sollen den größten Vortheil durch den Mord gehabt haben? — Angell.: Ich habe gar keinen Vortheil gehabt. — Präf.: Sie sollen es hauptsächlich auf das Geld Ihres Vaters abgesehen haben; Sie wollten das Töpferhandwerk nicht mehr ausüben und sich mit dem Gelde des Vaters Wagen und Pferde kaufen und Fuhrmann werden? — Angell.: Ich hatte es auf das Geld des Vaters nicht abgesehen. — Präf.: Nun, nach geschehener Ermordung halfen Sie Ihrer Mutter, den Vater in den Keller schaffen? — Angell.: Ja. — Präf.: Zunächst haben Sie den Leichnam in den Sack gesteckt? — Angell.: Das hat Mutter gethan. — Präf.: Nun, am folgenden Morgen kamen Sie wieder zur Mutter? — Angell.: Ja, Mutter bestellte mich, damit wir den Leichnam ver-

gruben. — Präf.: Sie sind nun alsdann gleich zur Mutter gezogen? — Angell.: Nein, das geschah erst 8 Tage später. — Präf.: Das stimmt nicht, es ist auch nicht anzunehmen, daß Ihre Mutter es in dem Hause, wo eine solche furchtbare Mordthat geschehen, so lange allein ausgehalten hätte. — Angell.: Ich empfand ein gewisses Gruseln, deshalb zogerte ich, zur Mutter zu gehen. — Präf.: Nun, so schlimm wird das Gruseln wohl nicht gewesen sein. Ich habe Ihnen schon einmal vorgehalten, daß Sie am Abend nach der Ermordung Ihres Vaters sich den Sonntagsgaube des letzteren angezogen und zum Ball gegangen sind. Sie sollen auf diesem Balle eine große Beise gemacht haben und sich in Gesellschaft Ihrer sogenannten Braut sehr gut amüßert haben. Ein solcher Mensch empfindet wohl kein Gruseln? — Angell.: (schweigend). — Präf.: Nun, Frau Marunge, Sie haben gehört, was Ihr Sohn gesagt hat? — Frau Marunge (laut weinend): Der hat kein Herz mehr für seine Mutter. — Albert M.: Ich kann nicht anders sagen, als die Wahrheit. Wenn meine Mutter bedenken würde, daß ich eine Stütze meiner kleineren Geschwister bin, dann würde Sie anders sprechen. — Präf.: Sie sind noch niemals die Stütze Ihrer kleinen Geschwister gewesen? — Angell.: (schweigend). — Der dritte Angeklagte Hermann Marunge bestreitet mit aller Entschiedenheit, von der Ermordung irgend etwas gewußt oder Hilfe dabei geleistet zu haben. Seine Mutter habe wohl einige Tage vor der Ermordung gesagt, daß der Vater sie mißhandele, etwas Weiteres wisse er nicht. Seine Mutter habe ihm nach dem Verschwinden des Vaters gesagt: Vater habe mit ihr gezannt, habe sich plötzlich angeleidet und sei fortgegangen. Sie sei ihm noch nachgegangen, habe ihn gebeten, zu ihr zurückzukehren, der Vater sei jedoch dazu nicht zu bewegen gewesen. Er sei allerdings auf Aufforderung der Mutter zu derselben gezogen, da ihm diese bedeutete: die Mütze, welche er jetzt ziehe, könne er ihr geben, es wäre ihr das eine sehr wesentliche Hilfe. — Präf.: Fürchteten Sie denn nicht die Rückkunft des Vaters? — Angell.: Ich sagte mir, wenn er zurückkommt, können wir doch höchstens wieder wegziehen. — Präf.: Sie sollen an den Leichnam Ihres Bruders Emil geschrieben haben, er solle denselben wegen des Verschwindens Ihres Vaters nicht inquiriren, da dieser wegen eines Eitelkeitsverbrechens schuldig geworden sei? — Angell.: Das habe ich erfahren. — Staatsanwalt: Ihr Bruder Franz will gesehen haben, daß Sie und Ihr Bruder Albert den Leichnam Ihres Vaters in den Keller geschafft haben. Sie sollen den Vater am Kopfe und Ihr Bruder Albert an den Füßen angepackt haben? — Angell.: Das ist entschieden ein Irrthum. — Staatsanwalt: Ihr Bruder Albert hat Ihnen gegenüber doch einmal eine Redensart gemacht, die darauf schließen ließ, daß er den Vater ermorden wollte, ist Ihnen nach dem Verschwinden des Vaters dieser Vorgang nicht aufgefallen? — Angell.: Als ich mich in Untersuchung befand, dachte ich daran. — Staatsanwalt: Früher nicht? — Angell.: Nein. — Darum ist die Vernehmung beendet und es wird mit der Beweisaufnahme begonnen. Kriminalkommissar Krause und Kriminalschutzmann Behrendt, die im Wesentlichen in der gegenwärtigen Angelegenheit die Recherchen geleitet haben, befanden, in welcher Weise sie den Leichnam aufgefunden haben. Die ursprünglichen Angaben der Familie Marunge haben sie für glaubwürdig gehalten. Als die Angeklagten zu dem Leichnam geführt wurden, sagten Frau und Albert Marunge: Sie wissen nicht, wie der Leichnam in den Keller gekommen sei, sie vermögen den Leichnam nicht zu erkennen, Hermann Marunge dagegen erkannte den Leichnam mit voller Bestimmtheit wieder. — Es werden zwei vor dem Richtertische liegende Säcke aufgebunden und die Kleidungsstücke, die der Ermordete bei seiner Auffindung angehabt, vorgezeigt. Dieselben verbreiten im Saale einen furchtbar üblen Geruch. — Kreisphysikus Doltze stellt fest: Mit dem auf dem Richtertische liegenden sehr dicken Klopfschloß kann der Mord sehr wohl vollführt worden sein. Der Schädel zeigte auf der rechten Seite ein großes Loch. Außerdem waren Stirnhöhle abgeprengt und der Klopfschloß zertrümmert. Um den Hals war dem Ermordeten mehrfache ein starker Strick geschlungen, in welcher Folge am Halse große Striemen zu sehen waren. Von einer Erdrostung war jedoch keine Spur vorhanden; es ist vielmehr mit Bestimmtheit anzunehmen, daß der Strick nur zur leichteren Fortschaffung der Leiche gedient hat und daß der Tod durch die Zertrümmerung des Schädels erfolgt ist. Der Kreisphysikus zeigt den glücklich jugerhaltenen Schädel. Derselbe wird von den Angeklagten, ganz besonders aber von Frau Marunge mit großer Aufmerksamkeit betrachtet. — Auf Befragen des Präsidenten bemerkt noch der Kreisphysikus: Die Möglichkeit, daß Frau Marunge die Schläge geführt, ist nicht ausgeschlossen, viel wahrscheinlicher ist es jedoch, daß Albert Marunge dieselben gethan. Die Schläge sind jedenfalls mit großer Gewalt geführt worden. — Kreisphysikus Dr. Schulz und Dr. med. Schäfer (Charlottenburg) schätzen sich dieser Befundung an. — Es tritt alsdann gegen 2 1/2 Uhr Mittags eine 1/2stündige Pause ein.

(Fortsetzung in der Beilage.)

## Vermischtes.

Ueber den Untergang des Dampfers „Oregon“ erstattete am 15. d. M. Kapitän Cottier, der Führer des verunglückten Schiffes, nachstehenden Bericht: „Wir hatten auf der ganzen Fahrt schönes Wetter. Auch am Sonntag früh um 4 1/2 Uhr war der Himmel klar, bei einem frischen Westwinde. Plötzlich tauchte ein Gefäß auf. Als es zuerst bemerkt wurde, sah man kein Licht, als es uns aber zu nahe war, um uns den Weg frei machen zu können, wurde ein weißes Licht sichtbar, doch weiß ich nicht, an welchem Schiffstheile. Der „Oregon“ fuhr mit vollem Dampf. Das Fahrzeug stieß auf unseren Dampfer in der Mitte und brach in denselben eine große Öffnung. Sämmtliche wasserdrichten Abtheilungen waren zur Zeit geschlossen. Der „Oregon“ sank etwa um 12 1/2 Uhr, so daß er sich noch acht Stunden über dem Wasser hielt, nachdem das Unglück stattgefunden hatte. Er liegt jetzt in 22 Faden Tiefe, westlich von Waich hill, Long-Island. Nur die Mastenstangen sind aber den Wellen sichtbar, da das Schiff aufrecht steht, obwohl es mit dem Vordertheil zuerst in die Tiefe sank. Vom Augenblick des Zusammenstoßes an arbeiteten wir derartig, als ob wir das Sinken erwarteten; aber ich selber glaube nicht, daß der Dampfer sinken würde. Wir ergriffen die äußersten Vorkehrungen. Die Pumpen waren nutzlos. Natürlich bemühten wir sie in ihrer ganzen Kraft; aber gegen die Unmasse des einströmenden Wassers boten sie keine Aussicht auf Erfolg. Ohne Zeitverlust wurden die Passagiere geweckt, von denen nur wenige den Zusammenstoß gehört oder gefühlt hatten. Sie befanden sich zur Zeit alle in ihren Betten. Bald nach dem Unglücksfall fuhr an uns ein Schiff vorüber — wie ich glaube, von der Nationallinie, — aber es setzte seinen Weg fort. Das Fahrzeug, welches uns angetanzt hatte, muß unzweifelhaft gesunken sein, da es verschwunden war, als wir uns nach ihm umsahen. Es muß alle Personen an Bord mit sich in die Tiefe gerissen haben. Als ich fand, daß der Dampfer sank, that ich das Nöthige, um die Passagiere zu retten. Der Querk seuernten wir Raketen als Nothsignale ab.“ Der Kapitän schildert demnach die Uebertragung der Passagiere und Mannschaft, 400 nach der Lootsenkarte und die übrigen 500 nach dem Dampfer „Julda“, der kurz vor Mittag in Sicht kam. Der Kapitän fügt hinzu: „Es gab an Bord des „Oregon“ keine Szenen. Ich erwartete niemals, eine solche Gesellschaft hat eine Prüfung der Lage des „Oregon“ angeordnet, da die Bedienung des Dampfers beabsichtigt wird.“

## Die belgischen Tumulte.

Die Nachrichten aus den Streikrevieren werden immer bedrohlicher. Charleroi ist jetzt der Mittelpunkt der Bewegung. Die ganze Nacht vom 28. dauerten die Ruhestörungen und Verwüstungen fort. In Roux gab ein Trupp Soldaten auf die Streikenden Feuer, tödtete fünf und verwundete eine große Anzahl derselben. Viele Landhäuser und Schlösser der Umgegend sind in Brand gesteckt. In Marchienne und Roux wird um einen weiteren Zuzug von Truppen gebeten. Nach weiteren Mittheilungen von Wolff's Telegraphenbureau sind in der erwähnten Nacht fünf Schlösser und acht große Glasfabriken vollständig geplündert und niedergebrannt worden. General van der Smiffen ist mit dem Stabe und zwei Bataillonen Soldaten nach Charleroi abgegangen. Darnach erscheint folgendes Privattelegramm des „Berl. Tagbl.“ aus Lüttich vom 27. März lautm überliefert: „In dem Gebiete von Charleroi ist überall der Streik ausgebrochen; die Situation ist verzweifelt. Alle Glasfabriken von Vodelinstart wurden gestern verwüstet. Glasfabrik und Schloß von Eugen Daudouin in Jumez wurden von 3000 Arbeitern geplündert, mit Petroleum getränkt und in Brand gesteckt, 25 Arbeiter in die Flucht geschlagen und verfolgt. Zahlreiche Fabriken stehen in Flammen. Der Schaden beträgt an zwei Millionen. In Chateleineau stehen die Holzmagazine von Vieille in Brand. Bei den Zusammenstößen mit den Truppen wurden der Bürgermeister und viele Arbeiter verwundet. Die Panik ist unbeschreiblich. In Marchienne wurden diese Nacht viele Arbeiter erschossen, viele verwundet. Die vorhandenen Truppen sind ungenügend. In Louvrière und Rons ist gleichfalls der Streik ausgebrochen. Die Haltung der Arbeiter in Tournai ist drohend. Unruhen erster Art werden in Antwerpen erwartet.“

Die wichtigsten offiziellen Telegramme aus Charleroi vom 28. März lauten: „Die Stadt ist augenblicklich nur von der Bürgergarde besetzt, da sämtliche Truppen in die Umgegend abgegangen sind. Der Bürgermeister hat, da die Bürgergarde von ihrer Thätigkeit in den letzten Tagen sehr erschöpft ist, einen Aufruf erlassen und Freiwillige zur Verteidigung der Stadt aufgefordert. Die angeländeten Truppenverstärkungen sind bis jetzt noch nicht angekommen. Die Ruhestörungen in der Umgegend der Stadt dauern fort, von Chatelet, Chateleineau und von Souillet aus wurde hier Hilfe verlangt. An mehreren Orten haben Hausen streikender Arbeiter sich vor Fabriken und Werkstätten aufgestellt, deren innere Räume von Militär besetzt sind, ein ähnlicher Zusammenstoß scheint deshalb unausbleiblich. In Marchiennes wurde durch Maueranschläge zur Revolution aufgefordert. In Roux wurden bei einem Zusammenstoß zwei Arbeiter getödtet. Der Belagerungszustand ist hier und in der Provinz verhängt worden, das Militär hat Befehl erhalten, nach der erstmaligen Aufforderung sofort mit der Waffe gegen die Ruhestörer vorzugehen. An mehreren Orten sind, obgleich dieselben von Truppenabtheilungen besetzt worden waren, erneut Plünderungen vorgekommen. Heute Vormittag wurden namentlich die Fleischläden geplündert.“

Aus Rons wird vom Sonntag Nachmittag offiziell telegraphirt: General van der Smiffen hat die allgemeine Leitung der zur Herstellung der Ruhe in den Provinzen Lüttich und Hennegau bestimmten Truppen übernommen. Zur Erhaltung der Ordnung in den zentralen Theilen der Provinzen, wo sich seit heute früh die Lage verschlimmert haben soll, geben eben Truppen nach Anderlues und Marlemont ab. In Quaregnon und Fleny haben die Arbeiter angefangen, daß sie die Arbeit am Montag einstellen würden. Ein Bataillon vom 7. Linienregiment ist nach Maronwel, eine Eskadron Lanziere ist nach Streux, eine Kompanie Jäger ist nach Quaregnon abgegangen. In Brüssel soll sich der Ministerrat in Bernanens erklärt haben. Am Sonnabend früh fand die Polizei an allen Ecken und Enden der Hauptstadt ein anarchisches Plakat, welches zur Plünderung auffordert. „Genossen des Glucks! — heißt es in dem Schriftstück — Sonnabend, nach einer schweren Arbeit von 8 oder 14 Tagen, werden unsere Brodherren uns für unsere ermüdenden Tagewerke zu bezahlen gerufen. Wenn wir alle die kleinen im Laufe der Woche aufgetriebenen Schulden bezahlt haben werden, was wird uns bleiben? Nichts, leider, und unsere Frauen und Kinder geben zerlumpt einher und laufen barfuß herum. Wir selbst verfaulen in unseren ungesunden engen Löchern, wohin niemals ein Strahl der Sonne dringt! Nur eine Quelle bleibt uns, um diesem unerträglichen Zustand abzuhelfen. Wir haben in den Auslagen der Läden alle die Gegenstände zur Befriedigung notwendiger Bedürfnisse gesehen, vor unseren Augen ausgebreitet und uns förmlich einladend, sie zu nehmen. Nun denn, Genossen, laßt uns sie nehmen. Zu diesem Zwecke wollen wir uns Alle Samstag Abends um 7 Uhr rasch aus dem Hause vor der Passage versammeln und uns, gestützt auf unsere Zahl und Energie, aller Dinge bemächtigen, welche uns fehlen. Unser Losungswort sei: Jeder lege Feuer, welche uns fehlen. Unser Losungswort sei: Jeder lege Feuer an an die schmutzigen Schlupfwinkel, die er bewohnt. Wir wollen fortan uns im Quartier Leopold (dem aristokratischen Stadtviertel) einquartieren.“ — Diese Diebstahl hat glücklicherweise bei den bereits aufgefälligeren Arbeitern Brüssels keinen Anklang gefunden. Verschiedene Meetings, in Brüssel, in Louvrière u. s. w. sind ruhig verlaufen. — Im Bassin Lüttich ist von einer wissenschaftlichen Besserung der Situation eingetreten; von 13 000 Kohlearbeitern hat die Hälfte die Arbeit wieder aufgenommen. Gewaltthätigkeiten sind in den letzten Tagen nicht mehr vorgekommen.

Zwischen den Kaiserreichen sollen angeichts der Vorgänge in Belgien vertrauliche Besprechungen über eventuelle gemeinsame Schritte gegen die Anarchisten begonnen haben; ähnliche frühere Besprechungen sind bekanntlich resultatlos geblieben.

## Parlamentsberichte.

### Deutscher Reichstag.

76. Sitzung vom 29. März, 1 Uhr.  
Am Tische des Bundesrats v. Boetticher.  
Das Haus tritt in die erste Beratung des Gesetzesentwurfs betr. den Servistarif und die Klasseneintheilung der Orte, der am 1. April 1886 in Kraft treten und in Zukunft nur von zehn zu zehn Jahren revidirt werden soll.

Abg. Richter: Mich hat das Einbringen dieser Vorlage gerade in dem Moment, wo der Reichsetat für 1886-87 publizirt ist und der preussische unmittelbar vor der Publikation liegt, befreuet. Denn auch die Rechtsforderung von 900 000 Mark vom 1. April d. J. an für Wohnungsgeldzuschuß und Servis werden die nach langen Beratungen abgeschlossenen Etats des Reiches und der Einzelstaaten wieder verändert und in Verwirrung gebracht, so daß es den Finanzministern sehr

schwer wird, ihre Finanzen in Ordnung zu halten. Der Reichskanzler hat neulich bewegliche Klagen über die Noth in den Einzelstaaten, die Schwierigkeiten, die Steuern aufzubringen, und über den Reichstag geführt, der dieser Noth nicht abhilft. Nun würden wir die Einzelstaaten durch diese Vorlage in doppelter Weise belastet: sie müßten die zu ihrer Freude ermäßigten Matrifularbeiträge wieder um etwa 1 Million erhöhen und außerdem wird der erhöhte Wohnungsgeldzuschuß im Reich auch maßgebend für den in den Einzelstaaten, z. B. in Preußen gezahlten. Auch für den Kommunalhaushalt hat die Veränderung in der Klassifikation der Orte eine Bedeutung; denn auch Provinzial-, Kreis- und selbst Lokalverwaltungen gewähren ihren Beamten Wohnungsgeldzuschuß (die Lehrer an höheren und solchen Anstalten, bei denen das noch nicht der Fall ist, erheben ja darüber lebhaft Klage) nach Maßgabe der Eintheilung der Orte in die Reichsklassifikation. In alle diese Finanzverhältnisse würde diese Vorlage gerade jetzt beim Beginn eines neuen Etats verwirrend eingreifen. Die Regierung geht mit allerlei Steuerplänen der umfassendsten Art um und wird sich für dieselben uns gegenüber auf jede neue ihr gemachte Mehrbewilligung berufen. Also hüten wir uns davor! Der Reichskanzler mit seiner Theorie des horror vacui, zu der er sich ausdrücklich bekennt hat, macht Vorlagen, die viel Geld kosten und eine leere Kasse erzeugen; er denkt, daß der horror vacui bei den Volksovertretungen wird mitwirken, die Kasse durch neue Steuern wieder zu füllen. In der Vorlage ist nur von der Wohnung die Rede, aber der Militäretat ist ja nicht bloß für die Wohnung bestimmt, sondern auch für Feuerung und Beleuchtung, sonst hätte es ja gar keinen Sinn, daß ein höherer Satz von dem Servis in den Monatsraten des Winters als im Sommer bezahlt wird. Das Wohnungsverhältnis in den Städten hat in den letzten Jahren eine große Veränderung erfahren durch die Entwidlung des Fernverkehrs und der auf den Lokal- und Nachbarverkehr berechneten Verkehrsmittel; der Beamte kann jetzt in Vororten meilenweit vor der Stadt wohnen, in der er seine amtliche Thätigkeit ausübt. Tausende von Berliner Beamten wohnen meilenweit entfernt in Vororten und bestehen so viel ich weiß, den Wohnungszuschuß, als ob sie in Berlin wohnen. Man muß daher selbst die bisherigen Sätze anders ansehen, als es früher der Fall gewesen ist. Einen sehr großen Theil der Ausgaben nehmen die Verlegungen von Breslau, Köln und Leipzig aus der ersten Servisklasse in die Klasse A in Anspruch. Die Verlegung dieser drei Orte, mit ihren großen Garnisonen und einer großen Fülle von Behörden hat allein schon einen sehr erheblichen finanziellen Effekt, der sich in den Landeshaushaltstats in die Hunderttausende steigern wird. Man denke nur an das Heer der Eisenbahnbeamten. Nur mit Mühe setzte es die Regierung im Reichstage durch, auch für Militärpersonen jenen Zuschuß neben dem Servis einzuführen. Beide sind ja wesentlich dasselbe, um so unrichtiger ist diese doppelte Berechnung des lokalen Zuschusses. Alles, was in diesem Gesetz erhöht wird, kommt dreifach den Militärpersonen zu Gute gegenüber den Zivilpersonen, weil der Servis an sich doppelt so hoch ist als der Wohnungsgeldzuschuß und also eine Militärperson, indem ein Ort in eine höhere Klasse gesetzt wird, denselben Vortheil hat wie der Zivilbeamte an Wohnungsgeldzuschuß und außerdem noch den doppelten Vortheil aus dem Servis. Ein Lieutenant in Berlin, also in Klasse A., bezieht gegenwärtig an Wohnungsgeldzuschuß und Servis 960 Mark, eine Verlegung also aus der ersten Klasse in die Klasse A, wo jetzt 720 M. bezahlt werden, bedeutet eine Verbesserung von 240 M. Hätten wir das Geld dafür, so läge vielleicht nichts näher, als den Wohnungsgeldzuschuß der Unterbeamten in Betracht zu ziehen, der im Verhältnis zu dem der Subalternbeamten zu gering bemessen ist; mit 80 M. in Berlin, 60 M. in der ersten, 48 M. in der zweiten, 31 M. in der dritten Klasse, zumal bei den Beamten im westlichen Deutschland. Diese anscheinend sehr harmlose Vorlage hat Millionen in ihrer Konsequenz, und wir müssen sparsam sein; wenn wir uns nicht für neue Steuern engagiren wollen, so ist sie die erste Probe für diese unsere Haltung. Für diese Vorlage haben wir aber bis zum nächsten Jahre völlig Zeit und dann auch einen besseren Ueberblick.

Staatssekretär v. Boetticher: Meine Herren, unter allen Vorwürfen, die man der Vorlage hätte machen können, glaube ich, ist der der ungerechtfertigte, den der Herr Abgeordnete Richter gegen uns erhoben hat, daß die Vorlage jetzt gerade sehr inopportun und unzeitgemäß käme. Die verbundenen Regierungen haben diese Vorlage etwa nicht gemacht, weil es ihnen so gefallen hat, sondern sie haben sie machen müssen auf Grund einer gesetzlichen Vorschrift, und zwar auf Grund der Vorschrift im Quartierleistungsgesetz, worin ausdrücklich steht, daß vom Jahre 1872 ab die Tarife und Klasseneintheilungen der Orte einer allgemeinen Revision unterliegen. Wir sind dem Zwange des Gesetzes gefolgt, und diesem Zwange werden Sie sich auch nicht entziehen wollen und nicht entziehen können; Sie müssen, so lange die Vorschrift im § 3 des Quartierleistungsgesetzes besteht, jetzt, da die fünf Jahre abgelaufen sind, in eine Revision eintreten. So viel ich weiter klar, daß wir nicht ohne Weiteres die Mehrtragende, die aus dieser Revision erwächst, übernehmen können, sondern daß wir entweder zu diesem Ende einen Nachtragetat einbringen, sofern die Revision für das Jahr 1886/87 in Kraft tritt, oder daß wir die Ausgabe über den Etat machen und nachher dem Reichstag Rechenschaft über die Verwendung geben. Es ist richtig, daß wir bei der Vorbereitung dieser Vorlage einen ganz erheblichen Drang von Seiten der verschiedenen in Betracht kommenden Städte, welche den Wunsch hegen, in höhere Servisklassen angewiesen zu werden, ausgeübt gesehen sind. Es liegt das in der Natur der Sache. Es haben gar viele Einwohner der Städte ein Interesse daran, die Servisklasse möglichst hoch zu schrauben. Aber gerade dieser Drang und die dadurch gebotene sorgfältige Prüfung der einzelnen in Betracht kommenden Verhältnisse hat es herbeigeführt, daß die Vorlage nicht so jetzt gemacht werden können, wie es bei früherer Anwendung der Vorschriften des § 3 des von mir angezogenen Gesetzes notwendig gewesen wäre. Die Verhältnisse, welche der Herr Abgeordnete Richter als sehr berücksichtigungswürdig hingestellt hat, namentlich bei den großen Städten der Einflüsse, welchen die neueren Kommunikationsmittel auf den erleichterten Verkehr zwischen den Zentren der großen Städte und ihren Umgebungen geübt haben, — alle diese Verhältnisse sind bei der Vorbereitung des Gesetzes bereits sehr reichlich in Betracht gezogen, und wenn der Herr Abg. Richter es der Vorlage zum Vorwurf macht, daß über diese Verhältnisse nicht eine genaue und detaillierte Auskunft in der Begründung gegeben sei, so mache ich ihn darauf aufmerksam, daß, wenn man rückwärts jedes einzelnen Ortes eine schriftliche und gedruckte Darstellung der in Betracht kommenden einzelnen Verhältnisse hätte geben wollen, man zu einem außerordentlich umfassenden Opus

gekommen wäre, für das sich schwerlich die Mehrzahl der Herren Reichstagsabgeordneten besonders interessiert haben würde. Sie werden nicht umhin können, da, wo es die distributive Gerechtigkeit fordert das zu thun, was Ihnen die Vorlage nach sehr gründlicher Ueberlegung vorschlägt.

Abg. v. Köller: Der Abg. Richter hätte viel eher zu der Bemängelung Veranlassung haben können, daß das Gesetz erst jetzt, als daß es noch jetzt eingebracht wird. Eigentlich mußte ein revidirtes Servisgesetz bereits am 1. April 1884 in Kraft treten. Die umfangreiche Arbeit hat sich eben nicht schneller erledigen lassen. Die Vorlage greift durchaus nicht verwirrend in die Stats der Einzelstaaten und des Reiches ein, denn es ist ohne Störung ein Nachtrag möglich oder die nachträgliche Genehmigung einer Etatsüberschreitung. Daß die Verordnungen, welche in einer Stadt mit hohem Servis-tarif ihre Arbeit leisten, in Vororten zu wohnen gestattet, mag wohl für Berlin zutreffen, aber nicht allgemein. Richter betrachtet die Verhältnisse ganz einseitig vom Standpunkte des Berliner aus; die übergroße Mehrzahl der Städte hat doch gar keine Fernbahnen. Redner geht an der Hand von Einzel-fällen auf den Nachweis des Bedürfnisses für zahlreiche Städte ein, bittet die Vorlage nicht einseitig, sondern von dem Gesichtspunkte aus zu betrachten, daß den gesetzlichen Vorschriften genügt werden müsse; man solle gewiß im Einzelnen sorgfältig prüfen und sparsam zu Werthe geben, aber nicht kurzer Hand den Entwurf hinauschieben. Zur Vorberatung empfiehlt er eine Kommission von 14 Mitgliedern.

Abg. Witt: Die Kommission wird lange damit zu thun haben, wenn sie die Sache gründlich erledigen will. Deshalb bedauere ich es, daß uns die Vorlage erst jetzt am Schlusse der Session (auf recht! Oho! Schluss der Session! Weiterleit!) gebracht wird. In dem Entwurf finden sich außerdem recht wunderliche Dinge, die der Kenner der betreffenden örtlichen Verhältnisse gar nicht begreift. So ist z. B. Charlottenburg, das doch nur durch eine einzige Straße von Berlin getrennt ist, nicht in Servisklasse A, wie Berlin und sogar Breslau. Ein anderer sonderbarer Umstand liegt darin, daß man die Artillerie- und Ingenieurschule, obwohl sie mit dem Polytechnikum in einer Entfernungslinie von Berlin liegt, zu diesem, d. h. also der Servisklasse A, zurechnet, während die Zivilbeamten des letzteren der niedrigeren Servisklasse zugehören. Dadurch werden diese Zivilbeamten um so empfindlicher geschädigt, als sie früher in Berlin diesen höheren Satz erhielten. Auf diese Details wollte ich nur hinweisen, näher darauf einzugehen, wird Sache der Kommission sein.

Staatssekretär v. Boetticher: Ich möchte nur den Vorwurf ablehnen, als ob in der Vorlage in Bezug auf das Polytechnikum und die Artillerie- und Ingenieurschule eine Inkonsistenz bestehe. Für die letztere wird ja nicht erst jetzt die Klasse A verlangt, sondern die Verlegung ist schon bei der letzten Revision des Tarifs geschehen; die Gründe, weshalb nicht bei dem Polytechnikum das Gleiche geschehen ist, werden ohne Zweifel in der Kommission auseinandergesetzt werden. Dem Uebrigen sollte wohl nur ein Schmersensstachel Charlottenburg in die höhere Servisklasse verfallen. (Weiterleit.) Ich habe gar nichts dagegen, wenn der Vorredner seine Gründe in der Kommission geltend macht, es werden ihm dann sicherlich auch die Gegengründe vorgeführt werden. Wenn er gemeint hat, daß jetzt nicht mehr Zeit sei, in eine kommissarische Beratung einzutreten, weil der Schluss des Reichstages nahe bevorsteht, so glaube ich, irrt er (Weiterleit.) Ich will ihm in dieser Beziehung nur mit dem Scherz antworten, mit dem Abg. v. Böllmarth neulich seine Ausführungen schloß: „Es war so schön gewesen, es hat nicht sollen sein!“ (Stürmische Heiterkeit. Beifall rechts.)

Abg. Raab (Centrum) bittet die Vorlage nicht a limine abzuweisen. Mit Verweisung an eine besondere Kommission von 14 Mitgliedern ist Redner einverstanden.

Abg. v. Kardorff schließt sich diesem Vorschlage ebenfalls an.

Abg. Windthorst hat zwar nichts gegen die Beratung der Vorlage durch eine besondere Kommission einzuwenden, wenn er auch eigentlich die Budgetkommission für berufen erachte. Die Vorberatung werde sich sehr eingehend über die Verhältnisse der verschiedenen Orte, für welche Änderungen vorgeschlagen würden, unterrichten müssen, da bei mehreren Fällen irrtümliche Voraussetzungen bestanden haben müßten. So solle beispielsweise sein Wahlort Weppen in eine niedrigere Klasse versetzt werden, was er als besondere Freundlichkeit des Bundesrats betrachte. (Große Heiterkeit.) Alle in der Vorlage enthaltenen Änderungen müßten ihm gründlich und stichhaltig motivirt werden, sonst sage er lieber: es bleibt beim Alten. (Weiterleit.)

Abg. Meyer (Zentrum) wünscht eine Kommission von 21 Mitgliedern, weil es auf die genaue Kenntniss der verschiedensten Verhältnisse Deutschlands ankomme. Durch die Verlegung von Städten in höhere Servisklassen erfahren übrigens nicht bloß Offiziere und Beamte Vortheile, sondern es käme auch die alsdann höhere Entschädigung der Quartierleistungen erheblichen Theilen der Bevölkerung zu Gute.

Abg. Richter: Ich weiß nicht, weshalb eine besondere Kommission und nicht die Budgetkommission mit der Vorberatung betraut werden soll. Alle Erfahrungen in solchen Fällen sprechen gegen eine besondere Kommission, da in diesen Fällen die lokalen Interessen in den Vordergrund treten. Wird eine besondere Kommission niedergesetzt, dann Gnade dem Reichstagsrat! In der Vorlage überwiegen bei Weitem die Herausforderungen, dann werden wir vor einer Koalition verbündeter Lokalinteressen stehen, wogegen Alle wehrlos sind. Das Gesetz schreibt nicht nur Revision der Klasseneintheilung vor, sondern auch Revision des Tarifs. Davon nimmt die Regierung aber selbst Abstand, und doch wäre es gerade dadurch möglich, eine Erhöhung des Servis auszugleichen. Herr v. Köller wies mir gegenüber auf die auch sonst vorkommenden Etatsüberschreitungen hin; aber das ist doch ganz etwas Anderes, dieselben dürfen doch nur unvorhergesehen eintreten. Er meinte auch, ich sähe die Dinge vom Standpunkte des Berliner an. Das ist unrichtig, die kleineren Orte spielen in der Vorlage eine sehr geringfügige finanzielle Rolle, die großen Städte mit ihren großen Garnisonen, mit großen Post- und Eisenbahnverwaltungen und einem Heer von Beamten sind hier finanziell besonders wichtig. Der Löwenanteil der 900 000 M. kommt mit 600 000 M. auf das Militär, nur 300 000 M. auf die Zivilbeamten, obwohl z. B. Postbeamte in allen, auch den kleinsten Orten sind.

Abg. Raab erklärt sich nunmehr ebenfalls mit der Verweisung der Vorlage an die Budgetkommission einverstanden.

Abg. v. Köller hält eine besondere Kommission von 14 Mitgliedern namentlich deshalb für zweckmäßiger, weil sie schneller arbeiten werde.

Abg. Richter: Mit Bezug auf die Bemerkung des Abg. v. Köller, daß ich einen einseitigen Berliner Standpunkt vertrete und die Verhältnisse auf dem Lande nicht kenne, will ich doch noch sagen, daß ich mehr Beziehungen zum platten

Vande habe, als den Konserativen vielleicht lieb ist. Wir müssen ja stets scharf aufpassen, daß die Landräthe in den kleinen Orten keinen Unfug machen. (Oho! rechts. Heiterkeit links.)

Abg. v. Köller: Darauf erwidere ich, und zwar nicht namens der Landräthe, sondern in meiner Stellung als Volksvertreter, daß dem Abg. Richter jedes Verständnis abgeht für das, was ein Landrath zu thun hat; daß ihm daher auch jedes Urtheil darüber fehlt, ob ein Landrath Unfug treibt oder nicht, und was überhaupt Unfug eines Landraths ist. (Sehr wahr! rechts.)

Abg. Richter: Ich habe schon ein Landrathsdamt verwaltet, als der Vorredner wahrscheinlich noch gar nicht angefangen hatte zu studiren. (Heiterkeit.)

Abg. v. Köller: Es ist aber auch bekannt, daß Herr Richter nicht Landrath geworden ist. Warum? Weil er nicht zu brauchen war! (Heiterkeit.)

Abg. Richter: Herr v. Köller sollte, ehe er so etwas behauptet, lieber erst seine Nase in den Parlamentsalmanach stecken. Dort würde er eines Besseren belehrt werden.

Abg. v. Köller: Darüber hat Herr Richter mir keine Vorschriften zu machen. Uebrigens: Spiegelberg, ich kenne dich! (Große Heiterkeit.)

Die Vorlage wird darauf der Budgetkommission überwiesen.

Es folgt die zweite Berathung der Novelle zur Gewerbeordnung.

Es soll danach in die Gewerbeordnung ein § 204b eingeschaltet werden, wonach den Innungsverbänden durch Beschluß des Bundesraths die Rechte juristischer Personen ertheilt werden können.

Abg. Vohren: Die Vorlage erfüllt wenigstens einen der Wünsche, die ich in Bezug auf das Innungswesen habe. Ich bitte Sie, auf dem mit dieser Vorlage beiretenen Wege fortzuschreiten; dann werden Sie zu einer gefunden Lösung der Handwerkerfrage nicht auf sozialdemokratischer, sondern auf sozialmonarchistischer Basis gelangen. (Beifall rechts.)

Abg. v. Kleist-Regow stellt einen Abänderungsantrag, wonach den Innungsverbänden anstatt durch den Bundesrath, durch diejenigen Behörden das Korporationsrecht soll ertheilt werden können, welche die Statuten der Verbände zu genehmigen haben; und zwar sollen für die Ertheilung maßgebend sein vom Bundesrath zu erlassende Normativbestimmungen. Der Antragsteller führt aus, daß sein Amendement der großen Disparität vorbeugen wolle, welche nach der Regierungsvorlage entstehen würde.

Staatssekretär v. Boetticher: Ich bin zwar noch nicht in der Lage, eine Erklärung darüber abzugeben, ob die Regierungen den Antrag Kleist, der ihnen bisher noch garnicht vorgelegen hat, akzeptiren werden; soweit es aber auf mich ankommt, habe ich gegen den Antrag recht erhebliche Bedenken. Der Antrag enthält eine Abweichung vom gemeinen Recht, nach welchem über die Ertheilung von Korporationsrechten niemals eine verhältnißmäßig untergeordnete Behörde zu entscheiden hat, sondern solche Rechte werden entweder durch Gesetz unter bestimmten Bedingungen oder durch den Landesherren ertheilt. Nur nach dem Rechte des Königreichs Sachsen kann in bestimmten Fällen auch die Verwaltungsbehörde über die Ertheilung entscheiden; es ist das aber eine singuläre Ausnahme, die sich auch nicht auf wirtschaftliche Verbände bezieht.

Abg. Baumbach: Ich beweise doch sehr, ob die Innungsverbände eine so bedeutende Sicherheit leisten, also 200 000 M. bei der Reichsbank werden hinterlegen können. Was ein Reichsinnungsamt eigentlich zu thun haben soll, ist mir nicht klar. Im Allgemeinen bin ich ja kein prinzipieller Gegner des Gesetzes. Aber ich glaube doch nicht, daß diese „deutschen“ Innungsverbände so bedeutend sind, wie man behauptet. Was wollen 45 Verbände mit 80 000 Genossen bedeuten gegenüber der Thatfache, daß es allein 182 000 selbstständige Schneider und 234 000 selbstständige Schuhmacher giebt. Wenn wir aber einmal dieses Gesetz beschließen, so wollen wir doch auch den Fach- und Berufsvereinen der Arbeiter dieselben korporativen Rechte einräumen wie den Innungsverbänden. (Beifall links.)

Abg. Meyer (Fena): Die Vorlage verdient den Vorzug vor dem Antrag Kleist-Regow. Die Ertheilung der Korporationsrechte muß eine einheitliche sein und in der Hand der Reichsorgane liegen. Die Sache könnte dem Reichsamt des Innern übertragen werden, aber nicht einem Reichsinnungsamt.

Abg. v. Ackermann: Geben wir dem Bundesrath das Recht, Korporationsrechte zu ertheilen, so nehmen wir durch Gesetz den Landesherren das Recht, ihrerseits noch solche Rechte zu ertheilen. Ich halte die lokale Regelung dieser Sache für geeigneter, als die von Reichsinnsorganen.

Staatssekretär v. Boetticher: Der Vorredner befindet sich in einem fundamentalen Irrthum. Ich hätte doch erwartet, daß die Herren die Vorlagen, die wir ihnen bringen, etwas gründlicher studiren und uns nicht Dinge unterstellen, die wir gar nicht beabsichtigt haben. (Heiterkeit links.)

Nachdem Abg. v. Kleist-Regow nochmals seinen Antrag bekräftigt, wird derselbe abgelehnt und § 140h u. v. erklärt mit großer Mehrheit angenommen.

Bei § 104k, welcher bestimmt, daß die Innungsverbände für die zu ihnen gehörenden Innungen die in § 97 der Gewerbeordnung bezeichneten Einrichtungen zur Förderung des Gewerbes (Fachschulen, Kranken- und Sterbelassen etc.) treffen können, macht Abg. Schneider das Bedenken geltend, ob diese Verbände die nötigen finanziellen und sonstigen Voraussetzungen zu so weit gehenden Befugnissen besitzen. Was diese Verbände bisher geleistet, sei wenig vertrauenswürdig.

Nachdem Abg. Vohren sich für den § 104k ausgesprochen, wird derselbe angenommen.

Zu § 104e bemerkt Abg. Baumbach, daß die Erfahrung ihm gezeigt habe, daß eine staatliche Aufsicht über die Innungsverbände notwendig sei. In Berlin sei ein Streik ausgebrochen zwischen dem Innungsverbande „Germania“ und der Bäckereinnung „Concordia“, die einige Erfolge für sich aufzuweisen habe und deren Leistungsfähigkeit außer Frage stehe. Die „Germania“ habe trotzdem der „Concordia“ den Eintritt in den Innungsverband unmöglich gemacht aus rein zünftlerischem Egoismus. Die „Concordia“ habe sich hierauf an die Behörde gewandt, aber ohne Erfolg.

§ 104l wird genehmigt, ebenso der Rest des Gesetzes.

Schluß 4 1/2 Uhr. Nächste Sitzung Dienstag 12 Uhr: Sozialistengesetz.

### Lokales.

Die immer unerträglicher gewordenen Zustände an den Riveau-Übergängen der Berlin-Stettiner Bahn an der Viesener- bzw. Badstraße haben die Bewohner des Wedding und Gesundbrunnens veranlaßt, eine mit tausenden von Unterschriften bedeckte Petition an das Abgeordnetenhaus zu richten, in welcher dasselbe gebeten wird, die schon vor Jahren als unhaltbar anerkannten Zustände an den Riveau-Übergängen in der Badstraße und Viesenerstraße in den Kreis seiner Beratungen zu ziehen und den Herrn Eisenbahnminister zu veranlassen, den als berechtigt anerkannten Beschwerden endliche Abhilfe zu gewähren. Begründet wird dies Petition damit, daß den Petenten schon im Jahre 1873 die Versicherung zu Theil geworden ist, daß mit dem Neubau des Bahnhof-Gebäude auch die Befestigung des schon damals von der staatlichen Aufsichtsbehörde als gefährlich anerkannten Zustandes eintreten sollte. Gleichwohl hat, trotz des Protestes des Polizeipräsidenten und des Magistrats, der Eisenbahnminister aus Praktischem, die sich der allgemeinen Kenntnis entziehen, die Bau-erlaubnis erteilt, ohne daß die Mängel beseitigt worden,

sondern diese sind auch noch durch die Einführung des Stadtbahnverkehrs so in's Unendliche gesteigert, daß eine Abstellung derselben absolut notwendig ist. Täglich passieren 120 Büge diesen Knotenpunkt der Viesener-, Garten-, Ackerstraße — im Sommer ist die Zahl der Büge noch größer — und es werden dadurch Verkehrshindernisse geschaffen, welche namentlich für die zahlreiche Arbeiterbevölkerung jenes mehr als 150 000 Seelen zählenden Stadttheils von empfindlichen Nachtheilen begleitet sind, da nach der Fabrikordnung ein Zuspätkommen von auch nur einer Minute den Verlust eines Vierteltagess nach sich zieht. Außerdem hat dieser Umstand aber schon Sympien herbeigeführt, welche die Aufstellung eines permanenten Schutzmanspostens von 2 Mann im Gefolge hatten. Schon vor vier Jahren ist dem Verein der unbefolgeten Kommunalbeamten auf eine Immediateingabe an den Kaiser die Antwort ertheilt: „daß Vorarbeiten im Gange sind, welche zu einer Befestigung der beseitigen Uebelstände führen werden“, und auf eine Interpellation des Abgeordneten Büchtemann hat sowohl der Herr Eisenbahnminister als sein Vertreter anerkannt, daß die Zustände an den Riveau-Übergängen im Weichbilde Berlins unhaltbar sind. Mit Rücksicht darauf, daß durch diese Verhältnisse der Satz: „Das Fallen der Verkehrsbarrieren bedeutet den wirtschaftlichen Aufschwung“ hier ins Gegentheil verkehrt wird, sprechen die Petenten die bestimmte Erwartung aus, daß das Haus der Abgeordneten ihren berechtigten Wünschen endlich Rechnung tragen würde.

Auf die Beschwerde, welche Herr Schriftsteller Christensen betreffs der Auflösung der Versammlung, in welcher am Freitag vor acht Tagen der Herr Reichstagsabgeordnete Bedel sprach, an das Igl. Polizeipräsidium gerichtet hat, ist ihm, wie uns mitgeteilt wird, folgender Bescheid zugegangen:

Berlin, den 25. März 1886. Ew. Wohlgeborenen eröffne ich auf die Beschwerde vom 19. d. M. ergebnis, daß die Auflösung der Volksversammlung am 19. d. M. in Keller's Salon, Andreasstraße 21, für durchaus gerechtfertigt erachte, da in den Ausführungen des Reichstagsabgeordneten Bedel die im § 9 des Reichsgesetzes vom 21. Oktober 1878 näher bezeichneten Bestimmungen so deutlich zu Tage traten, daß die Auflösung auf Grund der vorgedachten Gesetzesvorschrift erfolgen mußte. — Der Polizeipräsident v. Richthofen.

Herr Christensen soll die Absicht haben, hiergegen bei der oberen Behörde zu appelliren.

Der am Sonntag Nachmittag 3 Uhr 10 Minuten von hier nach Zehlendorf und Potsdam abgelassene Schnellzug ist nur durch die Raschheit der Bahnbeamten vor einem Unglück behütet worden. Rutz hinter dem Bahnkörper der Südringbahn hatte sich das Erdreich des Bahndammes dergehalts gelockert, daß dasselbe, nachdem der 3 Uhr Zug die Stelle glücklich passiert hatte, eine meterhohe Öffnung unter dem rechtsseitigen Schienenstrang zeigte, die die Schienen und Schwellen freilegte. 3 am Blick wurde der Unfall noch rechtzeitig bemerkt, so daß dem in aller Schnelligkeit heransausenden Zuge noch vor dem Ringbahnkörper das Haltestellen gegeben werden konnte. Die Passagiere eilten an die Fenster, aber der Zugführer verbot das Aussteigen. Erst nach einer Weile wurde das Verbot aufgehoben und alle Mitfahrenden zum Aussteigen aufgefordert. Arbeiter waren inzwischen damit beschäftigt, die schadhafte Stelle auszubessern, so daß der Zug nach halbstündigem Aufenthalt die Strecke passieren konnte. Erst jenseits der Unfallstelle durften die nach vielen Hunderten zählenden Passagiere wieder einsteigen.

Auf ganz raffinierte Weise ist am Sonnabend eine im Hause Steglitzerstraße 55 wohnende Familie bestohlen worden. Zwei Tage vorher, also am Donnerstag, hatte bei der in der zweiten Etage wohnenden Familie ein junger Mann ein zu vermietendes Zimmer bezogen, ohne sofort seinen Namen und seine sonstigen Personalien anzugeben. Als die Familie am Sonnabend von einem Ausgange zurückkehrte, war der neue Miether nicht nur mit seinen eigenen Effekten heimlich verschwunden, sondern er hatte sich auch Eingang in die Wohnräume der Familie verschafft und außer einer goldenen Taschenuhr und diversen Schmucksachen ca. 80 M. bares Geld gestohlen. Der Kriminalpolizei ist der Vorfall sofort gemeldet worden.

Der Prozeß gegen Tischlermeister Herrmann, Lichterfeldstraße 29, und Tischlergeselle Albert Erdmann, Petstr. 2 (wegen Hausfriedensbruch und Diebstahls) ist von der Staatsanwaltschaft nunmehr eingeleitet und dürfte demnächst zur Verhandlung kommen. Man ist in den beteiligten Kreisen sehr gespannt auf den Ausgang, da der Kaufmann Dandow in demselben als Denunziant auftritt.

In der Nacht zum Sonntag löste sich von dem Balkon der zweiten Etage des Hauses Friedrichstr. 115a ein größerer Theil des Mauerwerks ab und stürzte direkt vor dem Hauseingang auf die Straße, glücklicher Weise ohne Jemanden zu verletzen.

Einen schweren Unglücksfall hat wieder das Abspringen von einem in der Fahrt begriffenen Pferdebahnwagen veranlaßt. Wie oft ist nicht gegen diese Unsitte in der gesammten Presse gewarnt worden, leider aber vergeblich. Ein junger, etwa 22 Jahre alter Mann, sprang am Sonnabend Nachmittag gegen 5 Uhr während der Fahrt in der Greifswalderstraße von einem Wagen der Pferdebahnbahnlinie Rathhaus-Weißensee und stürzte so unglücklich zur Erde, daß ihm der linke Unterschenkel dicht über dem Knöchel fast vollständig durch die scharfen Räder des Pferdebahnwagens durchschnitten wurden. Der vor Schmerz bewußlos gewordene Verunglückte wurde per Droschke nach dem Krankenhaus am Friedrichsbain gefahren. In dem vorliegenden Falle handelte es sich um einen Absprung vom Vorderperron, von wo unstreitig das Abspringen gefahrvoller ist, als vom Hinterperron. Vielleicht wäre es nun angebracht, zu verbieten, überhaupt vom Vorderperron während der Fahrt abzuspringen.

### Gerichts-Zeitung.

#### o. k. Der Marunge'sche Gatten- und Vatermord vor dem Schwurgericht.

(Fortsetzung aus dem Hauptblatt.)

Nach Wiederaufnahme der Verhandlung erschien als Zeuge, Arbeiter Wilh. Marunge, der Stief-Oheim des Ermordeten: Der Ermordete war ein sehr ordentlicher, arbeitamer, nützlichster Mann. Er litt bisweilen an Krämpfen. Gegen die Seinen war er oftmals böse. Er war ein starker, kräftiger Mensch, dem nicht so leicht beizukommen war. — Schneider Großer: Ich wohnte in dem Marunge'schen Hause und habe den Ermordeten als einen sehr ordentlichen und fleißigen Mann kennen gelernt, der das Bestreben hatte, seine Kinder etwas Tüchtiges lernen zu lassen. Er war jedoch oftmals so jähornig, daß man ihn gar nicht mehr als Menschen betrachten konnte. Marunge hatte wohl bisweilen einen Rausch, er trank jedoch nur bei gewissen Gelegenheiten. — Dasselbe bekundeten noch mehrere andere Zeugen. — Alsdann erscheint als Zeuge Emil Marunge, ein hübscher, ziemlich großer Mensch von 15 Jahren. Derselbe bemerkt auf Befragen des Präsidenten, daß er Zeugniss ablegen wolle. — Präsi.: Wie war denn Dein Vater zu Dir? — Zeuge: Ganz gut. — Präsi.: Hat er Dich oftmals gezüchtigt? — Zeuge: Ja. — Präsi.: Im Uebrigen hat er es Dir aber an nichts fehlen lassen? — Zeuge: Nein. — Präsi.: Nun, wann bist Du am Abend, wo Dein Vater verschwinden ist, zu Bett gegangen? — Zeuge: Etwa um halb acht Uhr. — Präsi.: War da der Vater nicht schon zu Bett? — Zeuge: Nein. — Präsi.: Bist Du bald eingeschlafen? — Zeuge: Ja. — Präsi.: Nun, einige Zeit darauf wachtest Du auf? — Zeuge: Ja. — Präsi.: Wieso wachtest Du auf? — Zeuge: Ich hörte dumpfe Schläge und das Röcheln meines Vaters. — Präsi.: Wieso wußtest Du, daß Dein Vater ge-

röchelt hat? — Zeuge: Ich erkannte die Stimme des Vaters. — Präsi.: Als Du aufwachtest, da kam Deine Mutter zu Dir ans Bett? — Zeuge: Ja. — Präsi.: Deine Bettstelle knarrte sehr? — Zeuge: Ja. — Präsi.: Was sagte denn Deine Mutter zu Dir? — Zeuge: Ich fragte Sie, was dem Vater sei, und da sagte die Mutter, Vater hat die Wuthkrämpfe und schlägt so sehr aufs Bett. — Präsi.: Als die Mutter zu Dir kam, hörtest Du da noch weitere Schläge? — Zeuge: Nein. — Präsi.: Bei dem Herrn Untersuchungsrichter sagtest Du Du hättest noch weitere Schläge gehört? — Zeuge: Ich weiß das nicht mehr genau. — Präsi.: Nun, was geschah weiter? — Zeuge: Mutter ging in den Keller, während dieser Zeit fleg ich aus dem Bett und sah durch die Thür pale. — Präsi.: Nun, was sahst Du? — Zeuge: Ich sah einen Mann am Tische stehen. — Präsi.: Erkanntest Du den Mann? — Zeuge: Nein. — Präsi.: Bei dem Untersuchungsrichter sagtest Du, es ist Hermann oder Albert gewesen? — Zeuge: Das ist möglich. — Präsi.: Du sollst das deshalb gesagt haben, weil Du sahst, daß der Mann die Kleidung des Vaters trug, und Dir gesagt wurde, der Vater kann es nicht gewesen sein? — Zeuge: Ja. — Präsi.: Schließt Du wieder ein? — Zeuge: Nein, ich hatte keine Ruhe. — Präsi.: Inzwischen wachte auch Dein Bruder Paul auf und diesem theiltest Du Deine Wahrnehmungen mit? — Zeuge: Ja. — Präsi.: Nun, was geschah weiter? — Zeuge: Es wurde sehr bald still. Gleich darauf kam meine Mutter noch einmal zu mir und theilte mir mit, Vater sei weggegangen und habe gesagt, er wolle nicht mehr wieder kommen. Mutter sagte sich nun an unser Bett und strickte. — Präsi.: Sahst Du die ganze Nacht am Bett? — Zeuge: Das weiß ich nicht. — Präsi.: Du schließt wohl sehr bald wieder ein? — Zeuge: Ich konnte nicht mehr viel schlafen, ich war zu aufgeregt. — Präsi.: Am folgenden Morgen theiltest Du Deine Mutter auch Deinen kleineren Brüdern mit, daß der Vater weggegangen sei? — Zeuge: Ja. — Es werden hierauf Paul und Franz Marunge, zwei kleine niedliche Bubens, in den Saal geführt. Beide erklären mit weinender Stimme, daß sie nicht aussagen wollen. Die Angeklagten brechen bei dem Erscheinen dieser Kinder in heftiges Weinen aus. — Marie Niedlich, die Braut des Angeklagten Hermann Marunge bekundet: Sie habe ihren Bräutigam vor etwa 6 Jahren kennen gelernt und lebe seit drei Jahren mit ihm im Konkubinat. Sie wisse sich nicht mehr zu erinnern, wann ihr Bräutigam am Abend des 31. Oktober 1884 weggegangen sei, sie erinnere sich aber, daß derselbe erst am Morgen gegen 3 1/2 Uhr nach Hause gekommen und auf ihre Frage, wo er gewesen, gesagt habe: „Danach hast Du nicht zu fragen.“ Das ewige „Tuscheln“ des Albert Marunge mit seiner Mutter sei ihr und auch ihrem Bräutigam sehr verdächtig vorgekommen, so daß letzterer einmal gesagt: Ich muß doch einmal einen Schutzmann auf die Sache aufmerksam machen, denn mit dem Gelde kommt es mir nicht richtig vor. Franz Marunge erzählte einmal seiner Mutter: Er habe im Keller Klopfen gehört. Frau Marunge habe darauf bemerkt: Vater wird sich wohl das Leben genommen haben. Frau Kais: Am 31. Oktober 1884, Abends gegen 8 Uhr, traf ich den Hermann Marunge in der Nähe des Marunge'schen Hauses. Hermann fragte mich, ob es wieder ruhig sei. Ich erwiderte: Ich weiß ja gar nicht, daß Standal gewesen. Er: Ja, es ist schon die ganze Woche Standal; wenn der Alte nicht bald aufhört, dann werden wir es ihm einmal besorgen. Albert steht schon da hinter der dicken Diele, erwiderte Hermann. Bald darauf traf ich Frau Marunge im Hause. Ich erzählte ihm, was mir ihr Sohn Hermann gesagt. Der Alte schlägt ja schon so lange, erwiderte Frau Marunge. — Präsi.: Nun, Hermann Marunge, was sagen Sie dazu? — Angell.: Ich habe die Zeugin allerdings gefragt, ob zu Hause Standal sei, da sie gerade von Hause kam. — Zeugin: Nein, ich ging nach Hause. — Angell.: Die Zeugin kam von Hause. — Zeugin: Ich sage die Wahrheit, ich ging nach Hause. — Löpfergeselle Stahl Schmidt: Hermann Marunge habe einmal gesagt, er werde sich nun Pferd und Wagen anschaffen und auch heiraten, sein Vater komme doch nicht wieder. — Nebenliche Nebenbarnen hat H. Marunge noch zu mehreren anderen Zeugen gemacht. — Die weitere Beweisaufnahme ergiebt, daß Hermann Marunge die Mör, sein Vater habe ein Sittlichkeitsverbrechen begangen und sei deshalb flüchtig geworden, jedenfalls selbst erfunden und verbreitet habe. — Der Präsident verliest nunmehr die den Geschworenen vorzulegenden Fragen. Dieselben lauten: 1. Ist die Angeklagte, Mauresfrau Marunge, schuldig, am Abend des 31. Oktober 1884 ihren Ehemann vorsätzlich und mit Ueberlegung getödtet zu haben? 2. Ist der Angeklagte Albert Marunge schuldig, am Abend des 31. Oktober 1884 seinen Vater vorsätzlich und mit Ueberlegung getödtet zu haben? 3. Ist der Angeklagte Hermann Marunge schuldig, den Angeklagten zu 1. und 2. wissentlich Hilfe geleistet zu haben? — Zu erwähen ist, daß der Schatzrichter Krauß den Verhandlungen beivohnt. — Auf Antrag der Verteidiger beschließt der Gerichtshof, auch bezüglich der Angeklagten zu 1 und 2 die Unterfrage betreffs der Hilfeleistung zu stellen. — Es beginnen alsdann die Plaidoyers. — Staatsanwalt Dr. Bachler: Meine Herren Geschworenen! Die That, über die Sie heute zu urtheilen haben, kommt glücklicher Weise äußerst selten vor. Wir ist wenigstens in meiner mehr denn dreißigjährigen Praxis, in der ich leider mehr als 30 Todesurtheile zu extrahiren hatte, ein solch graufiger Fall noch nicht vorgekommen. Man muß auf die Geschichte der grauen Vorzeit zurückgehen, wenn man nur Beispiele für diese schreckliche That haben will. Die Annalen der Kriminal-Justiz kennen ähnliche Thaten nur sehr wenige. Die Zeit heißt alle Wunden, jeden Seelenschmerz. Wenn man den schauerhaften Mord richtig beurtheilen will, dann muß man, wie ich dabei gewesen sein, wie die Leiche des ermordeten braven Marunge stückweise in dem Keller aufgefunden wurde. Schauerhaft ist die That durch die Art der Ausführung. Der leibliche Sohn wartete bis der Vater eingeschlafen war. Als dies geschehen, wurde er von seiner Mutter benachrichtigt: „Der Vater ist eingeschlafen, die Zeit der Ermordung ist gekommen.“ Schauerhaft ist ferner die That durch das Motiv, das die Mörder geleitet hat. Der Vater ist ermordet worden des Geldes halber. Die Angeklagten wußten, daß der Vater Geld habe, das er stets bei sich trage. Deshalb erschlugen sie den Vater, damit die Söhne nicht mehr zu arbeiten brauchten. Der Staatsanwalt schilderte alsdann in eingehender Weise die Ausführung der That etc. Alles spreche dafür, daß die That in der Weise geschehen, wie die Mutter gesagt, d. h. daß Albert Marunge der Mörder gewesen ist und daß die Mutter allerdings dabei mitgewirkt hat. Der Staatsanwalt beantragt schließlich in vollem Umfange das Schuldig im Sinne der Anklage.

Verteidiger A. A. Bärner sucht in längerer Rede den Nachweis zu führen, daß seine Klientin sich bloß der Beihilfe zum Mord schuldig gemacht habe.

Verteidiger Rechtsanwält Salinger macht dasselbe Moment für seinen Klienten Albert Marunge geltend.

Verteidiger Rechtsanwalt Deimach sucht den Nachweis zu führen, daß gegen seinen Klienten Hermann Marunge nichts erwiesen sei und beantragt schließlich die Freisprechung desselben. — Die Angeklagten, die mit ziemlicher Gleichgültigkeit den Plaidoyers folgen, erklären auf Befragen des Präsidenten, daß sie zu ihrer Verteidigung nichts mehr anzuführen haben. — Der Präsident ertheilt dann den Geschworenen die nötige Rechtsbelehrung, worauf sich dieselben gegen 9 Uhr Abends zur Berathung zurückziehen.

Nach etwa 15 Minuten kehren die Geschworenen zurück. Das Verdict lautet bezüglich der Frau und des Albert Marunge auf Schuldig bezüglich der Frage wegen Mordes. Bezüglich des Hermann Marunge verneinen die Geschworenen die Schuldfrage. — Die Angeklagten, die alsdann in den Saal geführt werden, nehmen das Verdict mit ziemlich Gleichgültigkeit entgegen. — Der Gerichtshof verurtheilte die Frau und Albert

Marun und zu Germa  
Soj  
4 W  
Siegel  
desse  
die Fo  
zu be  
Galtur  
er auf  
iher  
brillan  
nothe  
kurren  
liberal  
wir so  
und  
Arbe  
dies  
darun  
Arbeits  
sozial  
samt  
andere  
ist Cu  
unlere  
der S  
der D  
Kolleg  
Berlin  
berfir  
8W.  
E. S  
Kolleg  
Berlin  
andere  
vom  
und  
gehen  
straße  
die  
Die  
find,  
Ne  
am 2  
als 3  
„Sar  
better  
folgen  
Arbei  
verfol  
überre  
trath  
gleich  
ganse  
sch  
Borm  
Bewe  
daß  
Gurf  
Jahre  
lichen  
Frage  
die  
zufall  
wagt  
für  
das  
Aller  
schien  
zu ei  
muß  
arme  
verdic  
getzt  
Arbei  
deuti  
die A  
sagt  
man  
geht  
S  
Roms  
arbei  
Orga  
stutig  
man  
diese  
der  
Lohn  
sozial  
über  
Wir  
den  
Gefe  
ter f  
(Stü  
zum  
preis  
indus  
Wes  
Rebe  
Arbe  
wie  
die  
Man  
Denk  
trach  
schla  
will,  
Räth  
ich  
säßig  
unfer  
verse  
den  
Stü  
auf  
dann  
Räth  
Wir  
die  
ohne  
Rapl



keine weiter genannt werden. Aber ausgerüstet mit einer Fülle von Beweismaterial werden die genannten Zeugen den Gerichtssaal betreten. Wie die Entscheidung ausfällt, müssen wir abwarten. Jedenfalls müssen wir aus dieser Affäre die Lehre ziehen, allen den Elementen, die versuchen, uns von der friedlichen Entwicklung abzubringen, die uns Dinge anrathen, die sich nicht auf legale Weise verwirklichen lassen, mit dem Mistrauen zu begegnen, wie es solche Subjekte verdienen. (Lebhafter Beifall.) Erstauslich ist es, daß auch die belgischen Arbeiterunruhen für die Verlängerung des Sozialistengesetzes ins Feld geführt werden. Den organisierten deutschen Arbeitern, den zielbewußten Anhängern der Sozialdemokratie wird dergleichen nie passieren, weil sie sehr wohl wissen, daß auf dem Wege der Falschheit nicht erreicht werden kann. (Stoos.) Trug der sicheren Verlängerung des Sozialistengesetzes werden wir furchtlos und treu, ergeben der Partei, zu den Neuwahlen schreiten und immer mehr Einfluß auf die Gesetzgebung zu gewinnen suchen. Wie es heißt, will der Abg. Windthorst seine Widerstandsentscheidungen in der zweiten Lesung nicht wieder aufnehmen. Wir werden gegen das ganze Gesetz stimmen, ob mit oder ohne Anträge. Das deutsche Volk wird sich aber die Männer wohl merken, die diesmal wieder für das Gesetz stimmen, die deutschen Arbeiter werden dem Reichskanzler die Erwiderung auf das Sozialistengesetz nicht schuldig bleiben, indem sie seinen Herzenswunsch erfüllen und nicht nur 36, nein 50 Sozialdemokraten in den Reichstag wählen. (Brausender, nicht enden wollender Beifall.) Ein Antrag, seine Diskussion stattfinden und nur Gegner sprechen zu lassen, wurde angenommen, doch meldeten sich solche nicht. Jubelnde Zustimmung erhielt der Antrag, das Bureau zu beauftragen, im Namen der Versammlung und speziell der Wähler des 6. Wahlkreises dem Abgeordneten Liebschütz zu seinem 60. Geburtstag (gestern) deren Glückwünsche zu übermitteln. Zum Schluß nahm der Abg. Hasenclever noch einmal das Wort: „Bei der bevorstehenden zweiten Beratung des Sozialistengesetzes wird, wie ich bestimmt weiß, Windthorst seine Anträge nicht wieder stellen, ein Beweis, daß das Zentrum entschlossen ist, so viel Stimmen für die Verlängerung abzugeben, daß das Gesetz diesmal mit noch größerer Majorität angenommen werden wird, als das vorige Mal. Das kommt daher, weil das Ausnahmengesetz gegen das Zentrum und die katholische Kirche nach und nach aufgehoben wird. Nach Kanoffa geht heute so mancher, der früher das Gegenteil behauptet. Die römische Kirche besitzt eine große vor treffliche Organisation, vor deren Macht leider der auch gut organisierte Staat die Segel hat streichen müssen. Die Arbeiter mögen daraus erkennen, daß man gut organisiert sein muß, wenn man etwas erreichen will. An dem Triumph der Kirche ist jedoch der Staat selber schuld, weil er den Kampf mit der Kirche aufgenommen hat mit den Waffen der Ausnahmengesetze, die nie zum Siege führen werden. Deshalb wird auch die Sozialdemokratie nicht besiegt werden, das sie umschließende Band nicht zerreißen. Es liegt daher im eigenen Interesse des Staates, das Ausnahmengesetz so schnell wie möglich zu beseitigen. Ueber die Vorgänge in Belgien bringt die Presse sehr übertriebene Berichte. — Auch ich kann ihnen nur dringend empfehlen, wie es bereits Herr Lehmann getan, das einzige Arbeiterorgan in Berlin, welches mit Würde und Kraft, wie es unter den obwaltenden Verhältnissen möglich ist, Ihre Interessen vertritt, das Alles thut, was es kann, das „Berliner Volksblatt“ zu lesen und zu unterstützen und ich will wünschen, daß meine Worte nicht vergebens sind. — Ob nun das Sozialistengesetz verlängert wird oder nicht, in derselben ruhigen und ergeten Weise werden wir nach wie vor unsere gute Sache verteidigen auf den Schanzen des allgemeinen Wahrechts! (Brausender Beifall.) Mit enthusiastischen Hochrufen auf die Abg. Hasenclever und Singer ging die vielköpfige Menge auseinander.

Don Herrn Abg. Grillenberger erhalten wir folgende Zuschrift: In der Sonntagsnummer des „Berl. Volksblatt“ ist im Versammlungskalender eine Notiz enthalten, in der ich als Referent für eine auf Montag, den 29. d. M., angesetzte Schloßerversammlung genannt werde. Ich bemerke, daß ich zu einer solchen Versammlung weder eingeladen wurde, noch zu einem Referat mich bereit erklärt hatte, daß mein Name also in durchaus und unrichtiger Weise genannt worden ist. Am Freitag Abend (in der Versammlung in „Sonsouci“) wurde mir lediglich mitgeteilt, daß man beabsichtigt, am Montag eine Schloßerversammlung abzuhalten und „einen der Abgeordneten“ dazu einzuladen. Ich erwiderte hierauf unter Angabe der Gründe, daß am Montag keiner der sozialdemokrati-

schen Abgeordneten in der Lage sei, zu referieren, worauf der Betreffende antwortete, daß man dann das Projekt fallen lassen werde. Wenn ich Zeit habe, und rechtzeitig, unter Angabe der Tagesordnung, benachrichtigt werde, bin ich gern bereit, ab und zu in einer Versammlung zu sprechen; ich möchte aber nicht, daß durch solches Vorgehen, wie das oben geschilderte, Mißverständnisse und Mißdeutungen entstehen. C. Grillenberger.

Große Volksversammlung am Dienstag, den 30. März, präzis Abends 8 Uhr, in der „Tonhalle“, Friedrichstr. 112. Tagesordnung: Die deutsche Sozialdemokratie im Reichstag. (Das Thema ist in der vorgestrichen Annonce und auf den öffentlichen Ankündigungen unrichtig angegeben.) Referent: Wilhelm Liebschütz.

Freie Vereinigung der Vergolder und Fachgenossen. Öffentliche Mitglieder-Versammlung am Dienstag, den 30. d. M., Abends 8 1/2 Uhr, bei Gratzweil, Kommandantenstr. 77/79 (ob. Saal). Tagesordnung: 1. Bericht der Revisoren. 2. Vortrag des Herrn Oskar Krohm über Zweck und Ziele der Fachvereine. 3. Wahl von Nebenassessoren. 4. Verschiedenes.

Verband deutscher Zimmerleute (Vokalverband Berlin). Dienstag, den 30. März, Abends 8 Uhr, Kommandantenstr. 77/79, Versammlung. Tagesordnung: 1. Vortrag über das Unfallversicherungsgesetz. 2. Verschiedenes. 3. Fragekasten. — Die Mitglieder, welche noch mit ihren Beiträgen im Rückstande sind, werden ersucht, dieselben zu zahlen. — Aufnahme neuer Mitglieder. Beitrag 10 Pfg., Schreibgebühr 50 Pfg.

Öffentliche Versammlung der Tischler Berlins am Mittwoch, den 31. März, Abends 8 Uhr, im „Salon zum Deutschen Kaiser“, Lothringersstr. 37. Tagesordnung: Die gegenwärtige Lage des Handwerks und die Nothwendigkeit der Berufsorganisation. Referent: Herr Reichstagsabgeordneter Pfannkuch. Freie Diskussion. Ausgabe der statistischen Fragebogen. — Alle Tischler Berlins, besonders die im Norden Berlins wohnenden werden zu zahlreichem Besuche eingeladen.

Gauverein Berliner Bildhauer. Heute Bildhobel-Abend.

Öffentliche Versammlung sämtlicher Drechsler, Knopfaberler und Berufsgenossen. Dienstag, den 30. März, Abends 8 Uhr, im „Königshöflichen Kasino“, Gr. Frankfurterstr. 77. Tagesordnung: Bericht über den Streik der Knopfaberler der Siegel'schen Fabrik. Diskussion. Verschiedenes.

Öffentliche Versammlung der Schirm- und Schürzennäherinnen. Dienstag, Abends 8 1/2 Uhr, im Lokale des Herrn Seefeld, Grenadierstr. 33, wozu auch die Herren Fabrikanten eingeladen sind. Tagesordnung: Besprechung der Lohnverhältnisse. — Verschiedenes.

Arbeiterbezirks-Verein für den Osten Berlins. Dienstag, den 30. März, Abends 8 1/2 Uhr: Versammlung in Keller's Lokal, Andreaskstr. Nr. 21. Tagesordnung: 1. Vortrag des Herrn Bischof: „Ueber Gerechtigkeit und deren Anwendung im praktischen Leben“ (mit Experimenten). 2. Diskussion. 3. Verschiedenes. 4. Fragekasten. Gäste, durch Mitglieder eingeführt, haben Zutritt. Neue Mitglieder werden aufgenommen.

Berliner Turngenossenschaft (6. Lehnings-Abtheilung) jeden Dienstag und Freitag von 8—10 Uhr Abends in der Turnhalle, Zehdenickerstr. 17.

Rauchklub „Zum Wrangel“ jeden Dienstag Abend 8 1/2 Uhr im Restaurant Wrangelstr. 32.

Gesangsverein „Lebensblüthe“. Jeden Dienstag, Abends 9 Uhr, Wienerstr. 11, Übungsstunde.

Öffentliche Versammlung der Album- und Zugschneider- und Kartonagen-Arbeiterinnen. Dienstag, den 30. März, Abends 8 1/2 Uhr, im Konzerthaus „Sonsouci“, Kottbuserstr. 4a. Alle in Buchbindereien arbeitenden Frauen und Mädchen werden dringend aufgefordert, zu erscheinen. Männer haben Zutritt.

### Letzte Nachrichten.

Es verlautet, daß die neuen Branntwein-Steuerentwürfe bereits im Laufe der beginnenden Woche an den Bundesrath gelangen würden; ihr definitiver Abschluß war noch einem Ministerrathe vorbehalten. Man hält es für möglich, daß die neuen Entwürfe noch vor Ostern an den Reichstag gelangen, ihre Beratung wird sich aber jedenfalls erst nach den Ferien ermöglichen lassen. Die Entwürfe gelangen, wie

es mit dem Branntweinmonopol der Fall war, als Antrag Preußens an den Bundesrath.

London, Sonntag, 28. März. Zwischen dem auswärtigen Amt und dem diesseitigen Gesandten in Griechenland findet gegenwärtig wieder ein sehr lebhafter Depeschenaustausch statt. Die englische Regierung legt ihre Bemühungen, Griechenland von einer Aktion zurückzuhalten, energisch fort. Wenn ein Londoner Gewährsmann der „Köln. Zig.“ recht berichtet ist, so hat die griechische Flotte bereits seit einigen Tagen in aller Stille, und ohne daß seitens der Mächte öffentlich Notiz genommen worden wäre, Salamis verlassen. Derselbe Gewährsmann will wissen, daß man neuerdings in Griechenland bemerkt ist, große Sendungen von Waffen und Schießbedarf nach Kreta zu schaffen.

Aus Belgrad wird die Berufung eines Kabinetts-Risikists als wahrscheinlich signalisiert.

Die „Times“ meldet aus Meshed vom 27. d. M., die Arbeiten der afghanischen Grenzkommission seien ins Stocken gerathen, weil der russische Kommissar unerwartet Forderungen gestellt habe, welche der britische Kommissar nicht annehmen zu können glaube; die Frage sei den beiderseitigen Regierungen unterbreitet worden.

### Literarisches.

Bunte Welt. In einem geradezu überraschenden Gewande präsentiert sich uns die erste Nummer einer neuen Zeitschrift für das deutsche Haus, die mühevoll vorbereitet, nunmehr mit einer überaus gefälligen und zeitgemäßen Neuerung ins Leben tritt. Die „Bunte Welt“ ist dazu angethan, überall die theilhaftigste Aufnahme zu finden und sich einen weiten Leserkreis zu sichern.

### Briefkasten der Redaktion.

G. S. Ihr Wunsch ist erfüllt worden.  
G. S. 1. Sie haben unsere neuliche Briefkastennotiz wohl mitgelesen. Der Austritt aus einer Kirche muß allerdings, um vollständig zu sein, vor Gericht erklärt werden, von einer Genehmigung seitens des Gerichts kann aber keine Rede sein. Es muß an das Amtsgericht des Wohnortes der Antrag schriftlich gerichtet werden, die Austrittserklärung aufzunehmen. Sie müssen die Austrittserklärung an das Amtsgericht 1, Altheilung 56 II, Neue Friedrichstr. 13 I, Zimmer 73, richten. Dieser Antrag wird der Kirchengemeinde vom Gericht mitgetheilt. Nach 4—6 Wochen wird sodann Termin anberaumt, in welchem der Betreffende seinen Austritt aus der Kirche mündlich vor dem Richter erklärt, und mit dieser Erklärung ist der Austritt bereits definitiv vollzogen, ohne daß gerichtliche Genehmigung erforderlich oder auch nur zulässig wäre. Das bloß außergerichtlich erklärte Ausscheiden aus einer Kirche hat nicht volle Wirksamkeit und befreit insbesondere den Betreffenden nicht von den kirchlichen Steuern und Abgaben. 2. Machen Sie doch die Steuer-Einschätzungskommission auf den Irrthum aufmerksam und erklären Sie, Sie würden, falls der Irrthum nicht innerhalb 6 Wochen berichtigt werden würde, gegen die Einschätzung remonstriren.

Alter Abonnent. 1. Die Kosten der Vertheilung können dem Angellagten im Falle seiner Freisprechung von der Staatskasse ersetzt werden. Dem Denunzianten können dieselben auferlegt werden, wenn die Strafanzeige desselben wider besseres Wissen gemacht ist oder auf grober Fahrlässigkeit beruht. 2. Das Herrenhaus wird durch königliche Anordnung gebildet. Die königlichen Prinzen und einige andere hohen Herrschaften gehören stets dazu. Einige andere Mitglieder können von gewissen größeren Städten und Universitäten präsentirt werden. Der Zweck des Herrenhauses ist wohl der, etwaigen freisinnigen Beschlüssen des Abgeordnetenhauses entgegenzutreten und damit die Macht der Krone zu verfestigen. 3. Von Berlin bis Kamerun ist es in gerader Linie eine 3800 Meilen. 4. Eine Destillationsanstalt hat den Zweck, Gegenstände durch Anwendung bestimmter chemischer Stoffe wie Chlor, Karbol u., von üblen Gerüchen oder von Ansteckungsstoffen zu befreien.

B. P. Da in Ihrem schriftlichen Mietkontrakte vierteljährliche Vorauszahlung festgesetzt ist, müssen Sie dem auf Verlangen des Wirthes nachkommen; Ihre mündliche Nebenabrede hat keine Gültigkeit.

R. S. 57. Wenn der Armen-Direktion eine Schuldforderung abgetreten ist, darf sie dieselbe ebenso wie jeder Andere einlagern. Den Arbeitslohn darf sie aber nicht pfänden.

## Theater.

Montag, den 30. März.

- Obernhaus. Satanelia.
- Schauspielhaus. Die Journalisten, Lustspiel in 4 Akten von Gustav Freitag.
- Deutsches Theater. König Lear.
- Dallner-Theater. Hasemann's Töchter.
- Residenz-Theater. Frau Doctor, Schwanz in 3 Akten von P. Ferrier u. S. Bocage.
- Belle-Alliance-Theater. Gastspiel des Herrn Felix Schweighofer: Sein Speil.
- Friedrichs-Wilhelmstädtisches Theater. Der Hugenottenbaron, von Joh. Strauß.
- Walhalla-Theater. Das lachende Berlin. Weiteres aus der Berliner Theatergeschichte mit Gesang und Tanz in einem Vorspiel und 3 Akten von Jakobson und Wilken.
- Central-Theater. Der Stabs-Trompeter.
- Bistoria-Theater. Der Müller und sein Kind.
- Ostend-Theater. Die Voreley, romantisches Schauspiel in 5 Aufzügen.
- American-Theater. Große Spezialitäten-Vorstellung.
- Theater der Reichshallen. Große Spezialitäten-Vorstellung.

## Alhambra-Theater.

Wallnertheaterstraße 15. [851]  
Heute:

## Am Allerseelestag

oder:

## Das Gebet auf dem Friedhof.

Original-Volkschauspiel in 4 Akten nebst 1 Vorspiel

## Ein gegebenes Wort

von Heinrich Klauermann.  
Vor der Vorstellung:

## Sr. Konzert der Hauskapelle.

Anfang des Konzerts Wochentags 7 Uhr, der Vorstellung 7 1/2 Uhr.  
Anfang des Konzerts Sonntags 8 Uhr, der Vorstellung 7 1/2 Uhr.  
Sonn haben Wochentags Billigkeit und sind im Theaterbureau (12—1 Uhr) gratis zu haben.

Passage 1 Treppen. 9 u. Morg. bis 10 u. Ab. [852]

## Kaiser-Panorama.

Nur diese Woche:  
Das schottische Hochland. I. Abth. Eine Reise d. d. schöne Spanien. Dortha. Reise. Carolinen-Inseln. Eine Reise 20 Pf. Kinder nur 10 Pf.

## Große öffentliche Versammlung

sämmtlicher  
**Drechsler, Knopfaberler und Berufsgenossen**

am Dienstag, den 30. März, Abends 8 Uhr, im **Königshöflichen Kasino**, Gr. Frankfurterstr. 77.  
Tagesordnung: Bericht der Kommission über den Streik bei Siegel. Die Kommission.

10 M. 35 Pf., welche in der Frauerversammlung in Bögow's Brauerei gesammelt wurden, habe ich durch Frau Cantius erhalten. Ich sage hiermit allen Gebern meinen herzlichsten Dank.  
Hermann Seiffert, Kürschner.

## Roh-Tabak

Sämmtliche Sorten Roh-Tabak werden zu den bekannt enorm billigen Preisen — viel billiger wie jede Konkurrenz — verkauft Lothringersstraße 48, Hof I., 1172  
Roh-Tabak-Handlung.

## Arbeitsmarkt.

Einen **Drechslerlehrling** verlangt [1166] Brühmann, Alte Jakobstr. 183.

Einen **Möbelpolierer** wird verlangt Köpnickersstraße 175 bei Müller. [1175]

Einen **Lehrling** zum Maschinenbau verlangt Georg Hanow, Louise-Str. 2a. [1174]

Für mein **Wiener Friseur-Geschäft** suche ich einen **Lehrling**. [1137] R. B a h n, Seydelstr. 32.

Einen **Drechsler** auf Gardinen-Rosetten wird verlangt Christinenstraße 24, I. [1178]

## Das Hamburger Fremden-Blatt

(56ster Jahrgang)

erscheint allabendlich mit dem Neuesten des Tages auf allen Gebieten und gelangt noch mit den Abendposten zur Versendung.

Inhalt:

- Entschieden liberale Politik, orientierende politische Uebersicht, parlamentarische Original-Korrespondenzen aus hervorragender Feder, Reichstags- und Landtags-Berichte, Special-Telegramme über die Parlaments-Sitzungen des Tages, sämmtliche Depeschen des Bureau Reuters. Vorzügliche Leitartikel.
- Sehr reichhaltiges Feuilleton: Original-Abhandlungen bedeutender Autoren über Ausstellungen, Musikfeste u., Korrespondenzen aus London und Paris, Modebriefe, naturwissenschaftliche Feuilletons, Roman, Konzert- und Theater-Referate, Alleslei von den Gebieten der Künste und Wissenschaften.
- Landwirthschaftliche Original-Artikel und Antworten durch einen Fachmann, Volkswirtschaftliches, Industrielles, Post- und Eisenbahn-Tarife.
- Handels- u. Börsen-Nachrichten aus Hamburg vom selben Tage in umfangreichem Maße, tägliche Coursberichte, Wochenbericht des Hamburger Waarenmarktes, Fonds- und Waaren-Telegramme von allen Handelsplätzen.
- Local-Nachrichten und Neuigkeiten aus Schleswig-Holstein, Mecklenburg, aus dem Hannoverischen u. s. w., Schiffsberichte, Schiffslisten der täglich Cuxhaven passirenden und im Hamburger Hafen aus- und eingegangenen Schiffe, Witterungs-Beobachtungen der deutschen Seewarte, Sport-Neuigkeiten, sofortige telegraphische Meldungen der Rennresultate von allen Rennplätzen, Familien-Nachrichten, Fallimente aus allen Ländern u. s. w.

Das allwöchentlich erscheinende Beziehungslistenblatt „Fortuna“ erhalten die Abonnenten des „Fremden-Blatt“ gratis.

Allen auswärts lebenden Hamburgern, ferner den mit Hamburg in Geschäftsverbindung stehenden Deutschen und Ausländern, sowie allen Inhabern von Hotels und Restaurations-Etablissements, Cafes u. s. w. aller Länder sei das in Hamburg beliebte und stark verbreitete „Hamburger Fremden-Blatt“ zum Abonnement bestens empfohlen.

## Abonnements-Preis inkl. Postaufschlag pr. Quartal M. 5.

Anzeigen, pr. Zeile 35 Pf., finden die weiteste und wirksamste Verbreitung. Probe-Exemplare auf Verlangen franco. [1097]

## Täglich: Königsberger Fleck, à Portion 25 Pf.

im Restaurant Skallherstraße 18 bei Stramm. [856]

## Auktion

von Nachlaß heute, Dienstag, Nachmittag 2 Uhr Skallherstr. 1173] Ein **Billard** ist billig zu verkaufen Alexandrinenstraße 71, im Keller.

120: Möbel, Betten, Kupferachen, Kleidungsst. Gute alte Betten, sowie 1 Lehnstuhl, billig zu verk. D. Sommerfeld, Drantensstr. 199. [1170]

Freundl. Schlafst. Rantewallstr. 65 bei Dentscher.